# Der
# teutsche Sokrates
## aus dem Voigtland
in
## einzelnen Mittheilungen
an

Alle, denen es um Wahrheit und Recht und daraus einzig und allein kommendes Menschenwohl zu thun ist.

---

## Sechste Mittheilung.

(Schluß des ersten Bandes vom teutschen Sokrates.)

---

Es fehlt zur Vollendung der Klugheit unserer Zeit nichts weiter, als daß Jesus öffentlich bespöttelt und lächerlich gemacht wird, weil er sich nicht nach der jüdischen Welt gerichtet, und nicht alles beim Alten gelassen hat. —

---

1 8 2 3.

Auf Kosten des Verfassers und bei ihm, — dem Philosophen Heynig in Plauen, — zu haben.

Preis, 6 gl. oder 27 kr.

# Die Vernunft.

Die Vernunft kommt zwar beständig in der Rede und gesellschaftlichen Unterhaltung der Menschen, wie in Predigten und Schriften, wenigstens als Wort vor, aber wie Viele wissen, was eigentlich die Vernunft ist und bedeutet! Wohnen nicht sehr vielen Menschen, ja, ganzen Völkern so sonderbare, so unvernünftige Vorstellungen von der Vernunft bei, daß ihnen die Vernunft gar nicht als das, was sie ist, nicht als das Göttliche im Menschen, nicht als die Vernehm- und Versteh- und Erkennkraft des Göttlichen in uns, nicht als der geistige Wiederstrahl des allgemeinen höchsten Wesens in unserer Natur, nicht als eine innen erhellende und erquickende Sonne, sondern als ein Irrlicht, als eine Verführerin erscheint? Können dergleichen Leute, dergleichen Irrselige und Finstere zur Vernunft, zum klaren Gefühl und Bewußtseyn und Verstand der Vernunft, und dadurch und durch Entwickelung und Bildung der Vernunft zur eigentlichen Menschheit und Menschlichkeit kommen? Oder müssen diese Verblendeten und Getäuschten nicht je länger je mehr von der Vernunft und von sich selbst in ihrem Sinn und Treiben abweichen, und den ärgsten Irrthümern

und Fehlern zur Beute werden? Wie höchst traurig, wenn Menschen, wenn mit Vernunft begabte Wesen die Vernunft und sich selbst nicht kennen, und nicht zu dieser Kenntniß durch ihre Erzieher und Lehrer gehörig angeleitet werden! Doch wer kann mehr lehren, als er selbst weiß? Wer kann über sein eigenes Wissen und Können, über den Stand des Selbstes und der Selbstentwickelung hinausgehen? — Wenn und wie und wo soll es aber so mit den Menschen und mit ihrer Welt besser werden? Nie wird dieß bei solcher Unkunde und Vernachlässigung der Vernunft und des menschlichen Innern geschehen! Nie wird dieß geschehen, wenn nicht die bethörten Menschen die Vernunft, statt für ein bedenkliches und gefährliches, oder auch nur überflüssiges Ding zu halten, für das höchste Gut, für das größte Geschenk des Himmels, für ihre wichtigste Anlage erkennen, und sich von der Vernunft in alle Wahrheit und in alle Kunst des Lebens leiten lassen! Wie jener faule Knecht, nach der Erzählung des Matthäus, das von seinem Herrn erhaltene Pfund in die Erde vergrub, ohne es zu gebrauchen und zu benutzen, so machen es viele, viele Menschen mit der von Gott empfangenen Vernunft. — Der Denker, der durch den Gebrauch seiner Vernunft hellsinnig und weise gewordene Mann erschrickt über den Mißbräuchen und Fehlern und Vorurtheilen und Irrthümern der armen Menschen, und mögte sie gern rechts und links ergreifen, und mit Donner und Blitz über die Welt rufen: „Wachet auf, die ihr geistig schlaft, wacht auf ihr lebendig Todten, erwacht in eurer Vernunft, im Gefühl eurer Vernunft zur Vernunft, und denkt, denkt über euch und euern Zustand, so wird euch die Vernunft erleuchten, und in das eigentliche, in das sittliche Leben einführen!“ Ohne dieß, ohne Richtung auf's

Innere, ohne Anfachung der Vernunft und des vernünftigen Gefühls und Verstandes, so wie ohne neue Heiligung und Verehrung der göttlichen Vernunft gibt es kein Heil und kein sicher leitendes Licht für die armen Menschen und Völker. Die Vernunft gewährt das einzige Heil- und Rettmittel der Menschen und ihrer verderbten Welt. In der Vernunft und nur in der Vernunft liegt die Kraft zu heilen, zu bessern, zurecht zu bringen, herzustellen, zu erlösen, zu befreien, zu beglücken, zu befriedigen, zu beruhigen. Der Vernunft gebührt daher die Gewalt und die Oberhand und die Herrschaft, die Gesetzgebung und Gesetzespflege, die Staatsverfassung und Staatsverbesserung. — Wer anders lehrt, der bedarf selbst der Belehrung und der Erregung seiner Vernunft, und hat als Lehrling und Schüler in der großen Sache der Menschen und der Menschenerlösung noch keine Stimme.

Was ist denn nun aber eigentlich die Vernunft? Was anders, als, biblisch gesprochen, der Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen, als die Quelle der Erkenntniß des Guten und des Bösen, als die Erkenntniß des Guten und des Bösen, als die Kunst, nach der Vernunft das Gute zu erwählen, und das Böse zu verwerfen. Und da alle Erkenntniß zuletzt auf einem Sinn für die Gegenstände und Stoffe der Erkenntniß beruht, so ist die Vernunft auch ein Sinn, und zwar der innere Sinn, der Sinn für das innere und geistige Leben unser selbst und dessen, was uns umgibt, und auf uns wirkt.

Die Vernunft ist in ihrem Gefühl und Sinn und Verstand recht, gut, wahr, untrüglich, und wie der ihr zum Grund liegende Geist, und wie der unserm Geist zum Grund liegende Gottesgeist, feststehend und unwandelbar. Nie

würden daher die Menschen innerlich und äußerlich irren und fehlen, wenn sie sich entweder stets an die Vernunft hielten, wenn sie entweder den Gott in ihnen stets fühlten, vernähmen, hörten, verstünden und befolgten, wenn sie sich entweder von der hehren Vernunft stets leiten und regieren ließen; oder wenn sie an die Vernunft gebunden, vernünftige Maschinen wären. Die Menschen sind jedoch nicht an die Vernunft und an den Vernunftsinn, wie die Thiere an ihren Lebenstrieb gefesselt, sondern frei, sondern eines freien Geistes, einer freien Natur d. h. sie können ihrem Innern nachgehen, oder nicht nachgehen, recht, oder unrecht nachgehen, sie können ihren Geist und ihre Natur mit allen Kräften frei gebrauchen, können sich selbst frei gebrauchen, können so und so, gut und schlecht leben und wirken und sinnen und arten, und sind eben darum freie Wesen. Ist es anders? Fühlen die Menschen nicht vernünftig und das Vernünftige, nicht ihre Vernunft, und kraft derselben das Vernünftige ihrer Gedanken, Gesinnungen, Handlungen? Und fühlen die Menschen nicht eben so das Unvernünftige und Unrechte ihrer Gedanken und Gesinnungen und Werke? Und beweiset dieses zweierlei Gefühl des Vernünftigen und des Unvernünftigen, des Rechten und des Unrechten der Gedanken und Gesinnungen und Handlungen, unser selbst und Anderer, beweiset dieses Gefühl nicht, daß der Mensch vernünftig und unvernünftig, gut und bös seyn kann und wirklich ist? Und ist der Mensch, der vernünftig und unvernünftig, der menschlich und unmenschlich, der natürlich und unnatürlich, der wahr und falsch seyn kann und ist, der in und bei seinem Denken und Gesinnen und Thun und Treiben nach der Vernunft und wider die Vernunft, der rechts und links gehen kann und geht, nicht frei, nicht ei-

nes freien Geistes? Und ist das eine nicht so unläugbar und untrüglich, wie das andere, das Gefühl der Freiheit nicht wie das Gefühl des Vernünftigen und des Unvernünftigen, des Menschlichen und des Unmenschlichen in der Denkungs- und Gesinnungs- und Handlungsart? Nur daß der Mensch seine Freiheit nicht recht, nicht vernünftig gebraucht, nicht wie er als vernünftiges Wesen sie gebrauchen soll, wenn er unvernünftig im Denken und Einbilden und Gesinnen und Thun ist, wenn er wider und über die Vernunft und wider und über die der Vernunft unterliegende Natur, die unserige und die göttliche, hinausgeht und irret und fehlt. Das heißt seine Freiheit und seine Vernunft und seine Natur und Gott mißbrauchen, übertreten, verletzen, und sich statt recht und gut und wohl und glücklich zu machen, das Gegentheil und Unglück bereiten. Sehet da die Entstehung alles Unrechts, alles Uebels und Unglücks und Unrechtseyns aus dem Mißbrauch unserer Vernunft und Freiheit, aus vernunft- und naturwidrigen inneren Umtrieben und Gelüsten und Gedanken und Einbildungen, und daraus kommenden bösen äußern Bestrebungen und Handlungen! Sehet da in der Sinnlichkeit und ihrer Verwahrlosung durch uns die Quelle, den Grund alles Bösen und Bösseyns, die Erbsünde, die Schlange der im Denken und Wollen und Leben mit der Natur falsch umspringenden Unvernunft und Mißeinbildung, die Schlange welche die ersten und alle Menschen nach ihnen verführt und falsch geleitet hat, und noch verführt, und von der Vernunft und der Natur und Gott ableitet! Doch zum Glück und Heil für die Welt müssen die Menschen, eben weil sie frei sind, bei und über ihren, von außen, oder von innen kommenden Mißempfindungen nicht wider die Vernunft verstoßen, müssen

die Menschen nicht durch falschen Gebrauch der Vernunft irren, müssen die Menschen nicht die Vernunft und die Natur und deren Bedürfniß und Zweck überschreiten, müssen die Menschen nicht, anders gesagt, von der Vernunft und der Natur und der Gottheit sinnend und handelnd abirren, müssen die Menschen nicht in Aftersinnlichkeit und Sündlichkeit des Lebens, folglich auch nicht in Falsch- und Uebelseyn und Unglück und Unseligkeit gerathen. Denn die vernünftigen und freien Menschen können kraft ihrer denkenden Vernunft allem innern und äußern Bösen und Unnatürlichen in den Empfindungen und Vorstellungen und Gedanken entgegenwirken, können ihre Empfindungen und sich selbst und ihre Natur vernünftig beherrschen, können das Unrechte und Böse und Falsche schon in der innern, geschweige denn in der äußern Geburt unterdrücken, können, was mehr sagen will, ihre unrecht sinnliche und verderbte Natur verbessern, ja, sogar das Böse und den Hang zum Bösen in sich entwurzeln, und aus dem Herzen und Sinn wegschaffen.

Was! die Menschen können alles das, alles das Große und Herrliche und Göttliche! — Wollte doch Gott, daß sie es nicht bloß könnten, sondern auch thäten, und sich selbst und ihre durch Unvernunft und Künstelei verderbte Natur und Glückseligkeit wiederherstellten! Wie ist denn das zu bewirken? Wie sind die Menschen vom unrechten auf den rechten, auf den Weg des Heils zu bringen? Wie sind die Menschen zum Gefühl, zum klaren Gefühl und Verstand ihres vernünftigen Geistes und seiner Würde und Bestimmung zu bringen? Wie ist also der Menschen Neigung und Sinn zum Bösen, zum bösen Dichten und Trachten, wie ist dem von der durch die Menschen selbst nach

und nach verderbten menschlichen Natur uns angebornen Hang zum Mißbrauch der Freiheit und der Vernunft zu begegnen? Wie ist dem Verderben der Menschen, dem leiblichen und geistigen und sittlichen, zu steuern? Wie ist unserer Unnatur und Unnatürlichkeit und Unmenschlichkeit abzuhelfen? Lediglich durch die Vernunft, durch den mächtigen Geist der Vernunft. Lediglich durch den vernünftigen, rechten, guten, wahren Gebrauch der Freiheit und der Vernunft im Denken und Thun. Lediglich durch besonnenes Erfassen, durch stetes Vernehmen des vernünftigen Gefühls und durch Bildung und Erhebung desselben zu einem hellen Lebenssinn und Lebensverstand. Also lediglich dadurch, daß wir die Vernunft durch viele Uebung im rechten Denken verstärken und vervollkommnen, und so die aus der Verderbniß unserer Natur, aus unserer und Anderer Unnatürlichkeit und Lüsternheit und Unrechtheit aufsteigenden falschen Empfindungen und Gedanken und Einbildungen ersticken, und sie nicht zu Handlungen werden lassen. Wer mag etwas dagegen einwenden? Wer mag leugnen, daß die Menschen, daß die Verderbnisse der menschlichen Natur durch die Vernunft, und insonderheit durch einen Messias der Vernunft, durch einen großen, weisen, erhabenen, göttlichen Weltlehrer und Tugendhelden und durch seine schriftlichen und mündlichen Unterweisungen zu heilen seien? Wer mag es leugnen, ohne ein Verstockter, ein Teufel zu seyn? Wer mag sich selbst und Andere für unbesserlich und unheilbar bös halten? Was an sich, was ursprünglich nicht bös ist und war, sondern bloß bös geworden ist, durch den Mißbrauch unserer Vernunft und Freiheit, durch unnatürliche Künstelei im Denken und Leben bös geworden ist, das muß auch nicht bös und verderbt

und verkünstelt bleiben, sondern kann durch den rechten Gebrauch der Freiheit und der Vernunft und der Natur wieder gut gemacht werden. Darum sollen auch die Menschen, welche und insofern sie bös und verderbt und gleichsam verpfuscht sind, wieder geheilt und hergestellt werden. Und wollen die Menschen dieß nicht selbst? Wollen die Menschen nicht geheilt und erlöset und beglückt werden? Wollen die Menschen nicht, dadurch, daß sie ihrer Vernunft und Natur im Sinn und Gefühl und Verstand folgen, dem Irrthum und Unglück und Elend auf der Welt Ziel und Schranken setzen? Wollen die Menschen nicht vernünftig denkende und vernünftig wissende und vernünftig handelnde Wesen werden und seyn, was sie doch werden und seyn können und sollen? Ist den Menschen nach ihrem *Fall in* Irrthum und Verderben nicht die himmlische Vernunft, als ihr Messias und Heiland geblieben? Wollen die Menschen nicht die Vernunft dazu anwenden, ihre wahre nnd rechte und ursprüngliche Natur herzustellen? Wollen die Menschen nicht die falsche Lebenskunst und Tändelei verlassen, und die rechte und wahre Bahn zu ihrer Bestimmung, zu ihrem gegenwärtigen und ewigen Ziel der Weisheit und der Tugend und der Vollkommenheit und der Seligkeit betreten? Wollen die Menschen nicht durch die Vernunft und durch die damit errungene Vernünftigkeit, wie allem neuen und weitern Irrthum im Denken und Thun vorbeugen, so auch allen alten, bis auf unsere Zeit fortgepflanzten Irrthümern und Vorurtheilen entsagen? Wollen die Menschen nicht vom bisherigen Irr- und Umweg, nicht vom bisherigen Aber- und Unwissen, nicht vom bisherigen Geheimniß- und Wunderkram, nicht von den aus dem Mißbrauch der Freiheit des Geistes und des Denkens erzeugten

falschen Vorstellungen und Einbildungen und Begriffen, nicht von den Fehlnissen der Vorzeit ablassen? Wollen die Menschen nicht mittels der Erneuerung und Verstärkung und Verklärung ihrer Vernunft sich über das Alter- und Mittelalterthum endlich erheben, und wahrhaft und wirklich ein Neuerthum, ein neues, ein vernunft- und natur- und gottgemäßes, ein helles, schönes, glückliches Weltalter voll wahrer Wissenschaft und Kunst begründen? Wollen die Menschen nie der vernunft- und naturgemäßen Erklärung alles Geschichtlichen und Natürlichen, alles dessen, was geschah und war, und was jetzt geschieht und ist, wollen die Menschen sich nie des rechten Verständnisses der Geschichte und der Natur erfreuen, und mit Sicherheit und Gewißheit und Stetigkeit in der Vervollkommnung, in der vollkommern und schönern Darstellung ihrer selbst fortschreiten? Wollen die Menschen nie aller falschen Gewalt und Herrschaft über sich entgehen, und bloß der Regierung und Leitung der Vernunft, des Geistes der Vernunft und Gottes huldigen, und so ein Reich Gottes und der Vernunft und der Gerechtigkeit anbauen? Wollen die Menschen — — doch halt! Es ist, als ob ich hinter mir fragen höre:

Was denn übrig bleibt, wenn die Menschen sich alles Aber- und Unwissens, alles Irrthums in Bezug auf das Innere und auf das Aeußere entledigen sollen? Was übrig bleibt? Sonderbare Frage! Die Vernunft mit ihrer unermeßlichen und unendlichen Wissenschaft und Kunst des Lebens bleibt übrig. Und ist dieß nicht genug? Oder bedarf es bei der Vernunft und ihrer herrlichen Lebenswissenschaft und Lebenskunst noch der natur- und grundlosen Vorstellungen und Einbildungen und Annahmen und Lügen? Wer seinen vernünftigen Geist vernimmt und versteht, wer

vernimmt und versteht, was ihm die Vernunft fühlend vorstellt, und was er der Vernunft denkend vorstellt, wer, mit einem Wort, sich selbst und seinen Geist und seines Lebens Bedürfniß und Zweck und Bestimmung versteht und einsieht, der braucht nicht weiter, nicht über die innere und äußere Natur hinaus zu gehen, sondern nur zu thun, was er weiß. Man verzichte getrost auf allen Kram der Unvernunft und der falschen Einbildung, und vertraue der himmlischen göttlichen Vernunft in uns, und dem, was sie uns vernehmen und denken und verstehen und wissen und thun läßt, und es wird allen unsern Bedürfnissen und Zwecken entsprechen, und uns aller Wahrheit und Einsicht und Glückseligkeit theilhaftig machen.

Wo Unvernunft ist, da ist auch falsche Einbildung, und wo Unvernunft und falsche Einbildung sind, da ist auch unrechter und falscher Sinn, und wo dieser ist, da ist auch Unbesonnenheit und Schwäche, da ist Nichtachtung unsers vernünftigen Gefühls und Geistes, da ist Entfernung von der Vernunft im Innern und Aeußern, im Denken und Wissen und Leben, im Denken über die außersinnliche Welt und Weltnatur und über die eigene Natur, und in der Befriedigung der Natur und des Geistes, da ist Mißbrauch der Freiheit und der Vernunft. So erstreckt die Unvernunft mit der Aftereinbildung die schlimmen Folgen durch den Verstand und Willen bis in's äußere und werkthätige Leben. Daher ist nur die Vernunft mit ihrer Naturgemäßheit im Denken und Einbilden und Wissen und Leben das Wahre und Rechte und Alleingültige. Daher erhebt die Vernunft, die Vernunftbildung und bringt gewiß und wahrhaftig durch Einsicht und Selbsteinigkeit und Selbstständigkeit zu innerm Glück und zum Himmel und zu

Gott. — Soll ich anders lehren, da ich es nicht anders weiß? Ich lehre, was ich muß, und was mein Geist und Gott in meinem Geist mir auszusprechen geben. Und soll und kann ich das der durch Unvernunft und Uneinbildung und Unkunst verderbten Welt vorenthalten? Mag es nur wirken und helfen, und weit und breit Alles zur Besinnung und zur Vernunft und zu Gott, der in der menschlichen Vernunft ist und wirkt, bringen, und unter der Sonne ein neues, erfreuliches Leben aus Gott anheben!

Die Vernunft lehrt, was sie weiß, und weiß, was sie lehrt. Was weiß und lehrt denn die Vernunft? Die Vernunft weiß und lehrt, um es hier nur ganz im Allgemeinen anzudeuten oder besser, anzudeuten, die Vernunft weiß und lehrt, daß ein vernünftiger Geist in unserm Körper ist und lebt und wirkt. — Die Vernunft weiß und lehrt, daß dieser unser Geist vermöge der Vernunft, vermöge der göttlichen Denkkraft frei ist, und daß wir durch ihn frei sind. Die Vernunft weiß und lehrt, daß wir unsere Freiheit und freie Denk- und Einbild- und Woll- und Wirkkraft zwar mißbrauchen, und dadurch unsägliches Böses uns und Andern stiften, aber auch durch Besinnung und feste Entschließung zum rechten Gebrauch der Vernunft und des Verstandes, durch Richtung auf's Wahre, Gute und Sittliche uns wieder zurecht helfen und heilen und bessern, und den durch Unvernunft und Unverstand und Untugend veranlaßten Uebeln und Schäden steuern können. Die Vernunft offenbaret, daß wir durch den der körperlichen Hülle einwohnenden lebendigen Geist unsers Gefühls und Bewußtseyns und Verstandes, und so der Beschaffenheit des menschlichen Geistes theilhaftig und kundig werden, und daß der menschliche Geist durch uns und unser freies Leben seines Gefühls

und Bewußtseyns und Verstandes, und so der Beschaffenheit unser selbst theilhaftig und kundig wird. Die oberherrliche Vernunft offenbart, daß der menschliche Geist aus gewonnenem körperlichen Stoff einen und seinen Körper, wie ein Gewand wirkt und bereitet; aber auch den irdischen Körper wieder verbraucht, zerstört, ablegt, daß, mit andern Worten, der menschliche Geist sich bekörpert und entkörpert, und daß er von seinem Körper so verschieden, und über denselben so erhaben ist, als ein Künstler von seinem Machwerk verschieden, und über dasselbe erhaben ist und bleibt. Die Vernunft offenbart, daß der menschliche Geist nach Gesetzen wirkt und lebt und ist, nach Gesetzen in die sinnliche Welt eintritt, und aus derselben wieder heraustritt, kurz, in allem, in äußerer und innerer Hinsicht nach Gesetzen geht und besteht, leibt und lebt. Die Vernunft offenbart, daß die Seyns- und Lebens- und Wirkgesetze des menschlichen Geistes in ihm, als einem einzelnen und besondern Geist nicht ihren Grund und Ursprung haben, aber wohl in einem höhern und allgemeinen Geistwesen, in einem Grund- und Urgeist, in Gott, da vom Einzelnen und Besondern und Geschaffenen keine Gesetze, keine allgemeinen Gesetze ausgehen können. Die Vernunft offenbart, daß auch der menschliche Geist, da, wo seine Gesetze ausgegangen sind, den Ausgang, den eigenen Grund und Ursprung hat, also in und aus und von Gott hat. Die Vernunft offenbart, daß Gesetze des Seyns und Denkens und Wollens und Wirkens sich auf Kraft und Krafttriebe und Kraftäußerungen beziehen, auf lebende Wesen, worein Gott seine Gesetze nicht anders legen konnte, als daß er auch von seiner Natur, von seinen Kräften und Eigenschaften darein legte, als daß er sie auch aus seiner Natur erzeugte, kurz, wesentlich und gesetzlich

nach sich bildete. Die Vernunft offenbart, daß der menschliche Geist, und jeder einzelne Geist, wie er einen Gesetzgeber und Urheber hat, offenbart, daß der menschliche Geist, wie er Gott zum Gesetzgeber und Urheber hat, offenbart, daß der menschliche Geist, wie er, nach der besondern menschlichen Natur, Gottes und dessen Wesens und dessen Kräfte und Eigenschaften theilhaftig ist, daß der menschliche Geist so auch der göttlichen Kraft und Eigenschaft, ewig zu seyn und zu leben und zu wirken theilhaftig ist, zu geschweigen, daß von Gott, daß aus dem Schoos des ewigen Vaters nicht einmahl andere, als ewig und unvergänglich lebende, als unsterbliche, als Gott im Seyn ähnliche Geister kommen können. Die Vernunft offenbart, daß der menschliche Geist so wenig je vergeht und stirbt, als die Luft, die der menschliche Geist zu seiner Nahrung einathmet, vergeht und stirbt, als die Welt und das Weltganze, wozu wir gehören, vergeht und stirbt, als Gott selbst vergeht und stirbt; die Vernunft offenbart überhaupt, daß die Unsterblichkeit des göttlichen und des menschlichen Geistes eben so zusammenhängt, wie Gott und unser Geist zusammenhängen, wie Ursache Wirkung, wie Grund und Folge, wie Vater und Kind zusammenhängen.

Die Vernunft offenbart demnach, daß ein vernünftiger Geist in unserm Körper lebt, daß dieser Geist nicht weniger die Wirkung eines allgemeinen Wesens ist, als der Körper die Wirkung unsers Geistes ist, daß dieser Geist eben so in einem unerfaßlichen Gottwesen, wie der Körper in der Erde, in dem Erdganzen gegründet ist, daß der menschliche Geist in seinem Wesen und in seiner Kraft, namentlich in der Kraft der Unsterblichkeit, Gott ähnlich ist, das und mehres offenbart nicht nur die Vernunft, son-

dern auch, daß der Mensch in seiner freien und ewigen, in seiner unerschöpflichen und unermeßlichen Vernunft und deren Uebung und Ausbildung das Mittel besitzt, Gott weiter, in anderer und höherer Hinsicht, Gott im Denken, Wollen und Wirken, Gott im Sinn und Verstand und Leben, folglich auch in der Seligkeit ähnlich und immer ähnlicher zu werden. — Wem ist die Wissenschaft und Kunst und Wirksamkeit der Vernunft, die mit der Zeit und nach der Zeit zunimmt und steigt, nicht genug? Wer will noch unnatürliche und unmögliche Dinge, noch wider und über die Vernunft und die Natur gehende, noch falsche, unnütze Denk- und Witz- und Lebensspielereien, noch affischen Zeitvertreib und Tand? Gewiß kein Vernünftiger, kein durch Nachdenken vernünftig Gewordener, kein Kenner und Freund der wahren Kenntniß und Kunst des Lebens und Lebensbetriebes. Es lebe und herrsche also die Vernunft, die Gottheit auf Erden, in uns und über uns und über alles, und bereite der Welt das lang ersehnte Heil und Glück!

# Der Philosoph Xenokrates.

Xenokrates, Plato's würdiger Schüler, und fast ein anderer Sokrates. Nur fehlte ihm das heitere, beredte, artige, feine Wesen des Sokrates; weßhalb Plato den Xenokrates oftmahls ermahnte, „den Grazien zu opfern." Aber welcher Philosoph hat auch wohl jene Stärke der Seele, jene göttliche Stärke der Vernunft, die uns den Sieg über die Leidenschaften gibt, in so hohem Grad besessen, als Xenokrates? Er schien Zeit seines ganzen langen Lebens gegen Lobeserhebungen, Lustbarkeiten, Schätze, kurz, gegen alles, was den Gegenstand menschlicher Wünsche und Begierden ausmacht, gleichgültig zu seyn. Die Mäßigkeit und Sparsamkeit in der Kost trieb er so weit, daß man sprichwörtlich darauf anspielte. Es war daher auch die Redlichkeit des Xenokrates unter seinen Mitbürgern so sehr für bekannt angenommen, daß ihm die Richter, da er eines Tages als Zeuge in einer gewissen Sache befragt werden sollte, einmüthig den Zeugeneid erließen. Sogar die Kinder, die des Xenokrates Namen niemahls anders, als mit Ehrerbietung hatten nennen hören, bewiesen ihm auf den Straßen Ehrfurcht, und unterließen in seiner Gegenwart ihre Spiele.

Xenokrates blieb sich immer und überall gleich, er mogte mit dem Plato am Hof des Tyrannen Dionisius, oder ohne den Plato an einem andern Königshof, oder in Athen unter dem Volk sich befinden. Die Athenienser erwählten ihn zum Gesandten an den König Philipp von Makedonien. Er ging auch hin. Der böskluge Philipp versuchte zu verschiedenen Mahlen, den Xenokrates durch Geschenke zu bestechen, aber umsonst. Dadurch gründete Xenokrates den Ruhm seiner Tugend je weiter und breiter, je länger und fester, und Alexander der Große faßte eine solche Achtung gegen diesen Philosophen, daß er ihm funfzig Talente, oder 50,000 Thaler schickte. Als sich die Abgeordneten des makedonischen Eroberers und Weltbezwingers bei ihm meldeten, lud er sie zu seinem Abendessen. Die Mahlzeit war wie bei einem mäßigen und strengen Philosophen. Am folgenden Tag erkundigten sich die Gesandten beim Xenokrates, an wen sie die 50 Talente auszahlen sollten. „Hat euch denn, gab ihnen Xenokrates zur Antwort, mein gestriges Abendmahl noch nicht begreiflich gemacht, daß ich kein Geld nöthig habe?" Jedoch da Alexanders Abgeordnete dem Xenokrates mit Bitten und Vorstellungen auf's äußerste anlagen, so nahm er dreißig Minen (höchstens 400 Thaler) als ein Andenken von der Gewogenheit des großen Königs, und zum Beweis, daß er die Geschenke von ihm zu schätzen wisse. So siegte Xenokrates kraft der Stärke seiner Philosophie und seiner Vernunft über die Reitzungen der Sinnlichkeit, über die Begierden und Leidenschaften, welche Geld, Reichthum, äußerer Glanz, Hofgunst gewöhnlich bei den Menschen erregen.

Xenokrates wußte noch größern Versuchungen, wußte dem fürchterlichsten Feind der Vernunft und der Tugend, der sinnlichen Wollust eben so glücklich zu widerstehen: Die bekannte Lais, die sich einbildete, daß nichts ihren Reizen widerstehen könnte, hatte einen Anschlag, oder, nach andern Berichten, gar eine Wette mit verschiedenen jungen lüderlichen Burschen gemacht, daß sie den Philosophen Xenokrates in ihr Netz bekommen, und seine strenge Tugend besiegen wollte. Die Buhlerin Lais ging deßhalb dem Xenokrates nach, und da sie etwas zu erhalten suchte, wenn sie ihn zum Mitleid bewegen könnte, so stellte sie sich einst, als ob sie nirgends sicher wäre, und bat den Philosophen, daß er sie eine Nacht beherbergen mögte. Xenokrates nahm die Lais auf; aber ihre Reitze vermogten nichts bei ihm. Als man der Lais den folgenden Tag zu ihrem Triumph Glück wünschen wollte, antwortete sie im Ton des Verdrusses: „sie habe geglaubt, mit einem Menschen und nicht mit einer Bildsäule zu thun zu haben." Solcher Maßen rächte Xenokrates den Schimpf, welchen Lais der Philosophie anthat, und schon vorher angethan hatte. Eines Tages nehmlich, als man die Weisheit der athenienischen Philosophen pries, sagte diese feile Dirne: „Ich weiß nicht, was unsere Philosophen für Bücher lesen, und wie ihre Weisheit beschaffen ist, nur weiß ich, daß diese Leute eben so oft an meine Thüre klopfen, als andere." — Diesen niedrigen Begriff, den die Lais mit ihrer Umgebung von den Philosophen, und selbst von der Philosophie und der Tugend des Xenokrates gehabt hatte, mogte sie nun nach der verlornen Wette merklich erhöhen, so wie die Meinung von ihren unwiderstehlichen Reitzen verringern. Wie wichtig war also des Xenokrates Sieg über die unphilosophische und

üppige, und wegen ihrer ungemeinen Schönheit fast wie eine Göttin verehrte Lais! Und wie sehr, wie glänzend verherrlichte Xenokrates in seiner Philosophie die Vernunft und die Würde der Menschheit und die Ehre des ewigen Schöpfers und Weltvaters!

Der rühmlichste und schönste Triumph des Xenokrates aber ist es, daß er den jungen Polemon aus den Banden der Wollust gezogen, und auf einmahl in einen strengen Schüler der Weisheit und der Mäßigkeit verwandelt hat. Vielleicht ist niemahls eine seltsamere und merkwürdigere Bekehrung gehört worden. Polemon war nicht etwan ein gemeiner Wollüstling, sondern das Haupt einer Sekte in diesem Stück, und ein Mensch, der sich seiner Ausschweifungen rühmte.

Eines Mahls da er bei Sonnenaufgang aus der Gesellschaft einer Buhlerin kam, mit der er die Nacht zugebracht hatte, sah er die Thüre zu der Schule des Xenokrates offen. Die Gefährten seiner Lüderlichkeit waren bei ihm, und er betrat in dieser Begleitung den Lehrsal, mit einem von den Dünsten des Weins noch beschwerten Kopf; seine Füße wankten, und konnten ihn kaum tragen; die Haare hingen ihm verwirrt um die Stirne; Brust und Aerme waren bloß; die Halbstiefeln hingen schlaff angezogen, und der Kranz schwankte unordentlich auf dem Scheitel. So setzte sich Polemon nieder, und fing an, über den Lehrer und seine Schüler zu spötteln. Einem jungen Wildfang, bei dem nichts über ein Glas Wein von Chio, oder über einen Kuß der Lais ging, mußten die sittlichen Grundsätze eines strengen Philosophen freilich lächerlich genug vorkommen. Unterdessen ließ sich Xenokrates in seinem Vortrag nicht irre machen, nur lenkte er unvermerkt die Vor-

lesung auf die Mäßigkeit und die Sparsamkeit und die Liebe zur Ehrbarkeit und zum Wohlanständigen, Tugenden, deren Schilderung eine edlere Seele so leicht in Bewegung setzen und rühren. Der Ernst des Weisen hatte der Frechheit des lüderlichen Burschen gleich anfänglich Einhalt gethan; und es währte nicht lange, so hörte er ihm mit derselben Aufmerksamkeit zu, als irgend ein Anderer. Polemon fing an, über seine Aufführung zu erröthen. Je länger der Philosoph sprach, desto mehr ließ er den Kopf sinken, er suchte seine Halbstiefeln in Ordnung zu bringen, steckte die bloßen Aerme in den Mantel, und warf den Kranz eine Ecke von sich weg. Ja, es wurde Polemon von der Stimme des Weisen aus Chalcedon so ergriffen und erwärmt, daß er auf der Stelle in den eifrigsten Lehrling der Tugend sich umwandelte. Er versagte sich den Genuß des Weins, er suchte die Einsamkeit eben so sehr, als er vordem der Zerstreuung nachgelaufen war, und machte das unordentliche Leben seiner Jugendjahre durch eine regelmäßige und vernünftige Lebensart wieder gut, die er auch seit der Zeit, seit dieser schnellen Bekehrung niemahls verläugnete. Polemon erhob sich sogar zu einem vorzüglichen Philosophen, und wurde, was noch mehr sagen will, der Nachfolger des Xenokrates in der Schule, in der Akademie zu Athen. Wie Sokrates, richtete Polemon die Philosophie vornehmlich auf das Leben, auf das Werkthätige, (Praktische) und schärfte fleißig ein: daß man mehr thun müsse, als spekuliren, als bloß denken und Gedanken aufstellen. — Welch eine glänzende und erbauliche und folgenreiche Bekehrung! Wie sehr machte sie dem Xenokrates und dem Polemon, überhaupt der alten Philosophie Ehre! Wenn die neuere Philosophie der alten hierin, in ihrer gro-

ßen Wirksamkeit und Bekehrungskraft nachsteht, so ist dieß freilich ein unglücklicher Umstand; aber wie sollte es leicht anders seyn? Wie sollte es anders seyn, wie sollte unsere Philosophie gleich der hehren alten wirken, da die Philosophie bisher einen zu hohen Gang und Ton nahm, und nicht volksmäßig und faßlich genug war? da man auf dem christlichen Glauben und Bekenntniß und Kirchendienst zu sehr fußte, und bloßerdings darauf fußen zu können vermeinte? da man zu wenig um seine und Anderer eigentliche, wahre und rechte Bildung und Bekehrung zur Vernunft und zur Tugend sich bekümmerte, in dem Wahn, daß Jesus, indem er auf die Welt kam, und als Prophet und Gottesgesandter hervortrat, und das verderbte Judenthum verbesserte, und als Verbesserer, das hieß bei den dummen Juden, *wie* hier und da bei uns, als Neuerer und Unruhstifter litt und fiel, daß Jesus dadurch, und ohne Weiteres und unbedingt die Menschen erlöset habe? Wie sollte und konnte bei diesem der Vernunft und Gott und der Lehre Jesus und der Natur der Dinge ganz widrigen Wahn, bei dieser unsinnigen Glauberei die Philosophie wirken, heilen, bessern und helfen? Man durfte ja nur wissen und auswendig lernen, was Jesus gethan und gelitten und gelehrt hat, und sich in Jesus Namen die Sünden und Ungerechtigkeiten vergeben, und wieder vergeben, jährlich zwei bis vier Mahl vergeben lassen, um ein guter Christ und Mensch zu seyn, und in den Himmel zu kommen? —— Was sollte und konnte da die Philosophie, und selbst die wahre Lehre Jesus thun? Und was bedurfte es da, bei diesem ungeheuern Glauben, der überflüssigen Philosophie und der ursprünglichen, zu Gott und zur Tugend hinleitenden Lehre Jesus? Was bedurfte es da, kurz gesagt, der Ver-

nunft und der Vernünftigkeit, des vernünftigen Denkens und Thuns, der Philosophie, der Wahrheits- und der Tugendlehre und ihrer Anwendung? Mag nun aber doch endlich einmahl die Erlösung der Menschen durch Jesum wirklich und sichtbar werden, dadurch, daß es besser und glücklicher auf der Welt geht! Geht und steht es aber nicht immer schlechter und unglücklicher, nicht fast so, wie zur Zeit der Sündfluth, oder wie zur Zeit der Völkerwanderung, oder wie zur Zeit vor Luther? Zu Hilfe also, du Philosophie und ihr Philosophen! der durch unvernünftigen Wahn und Lebensbetrieb gesunkenen Welt und Menschenheit! —

---

## Einige Worte über die Schrift: Vermächtniß an mein Vaterland.

### Von K. A. von Rade, 1822.

Viel Wissen macht Kopfschmerzen, — äußerte öfters eine junge schöne Frau, vermuthlich um auf ihre nicht wenigen Anbeter klüglich zu wirken, — wenn *nicht* gar wirken zu sollen, — und dieselben vom Wissen und Lernen und Lesen und Denken zur schönen Liebe und Weltfreude zu locken. — Eben so lieset man in Rade's Schrift mehrmahls von der Glückseligkeit des Schlummerns und Schlafens und Träumens, besonders heißt es S. 35 des 1. Heftes: „O dreimahl selig ist der Mensch, der noch träumen kann! Wecke ihn ja nicht auf, du stets Wacher, dessen Phantasie nicht die Vernunft bestechen kann, wenn du nicht fest überzeugt bist, daß es Noth thut. Ach! wäre es nicht besser, wenn auch du schlafen könntest! Süßes Vergessen seiner selbst und der Verhältnisse um sich her, ist vielleicht die höchste Wohlthat, welche die Götter Sterblichen gewähren können, den langen Schlummer im Grab ausgenommen, der vor allen Schmerzen sichert.“ —

Was soll denn aber bei diesem süßen Vergessen seiner selbst und der Verhältnisse um sich her der Mensch für eine Bestimmung haben und erreichen? Eine thierische?

oder eine vernünftige? Wie könnte jedoch der Mensch in diesem Zustand des Vergessens seiner selbst und der Verhältnisse um sich her mehr, denn eine thierische Bestimmung erreichen, da zur vernünftigen Bestimmung, zur Bestimmung eines vernünftigen Menschen, zur Bestimmung, ein vernünftiger Mensch zu werden und zu seyn, offenbar Thätigkeit, Denk- und Werkthätigkeit, folglich auch ein waches und besonnenes und umsichtiges Leben gehört?

Und ist denn, von der schönen Natur Gottes abgesehen, die Welt um uns herum so sehr schlecht und elend und unglücklich, daß man dafür die Augen zudrücken, und in Vergessenheit ihrer und seiner selbst gerathen, oder auch die Welt und ihren Zustand gar nicht an- und einsehen, sondern im ursprünglichen schlummerhaften und unwissenden Wesen bleiben müsse? Wie traurig wäre dieß! Und wie weit trauriger! wenn dieser unglückliche Zustand um uns herum ein nothwendiger, unabänderlicher, unverbesserlicher wäre. Stand es aber immer so in der Welt, wie jetzt? Sagt das die Geschichte, die es doch allein sagen könnte? Die Geschichte sagt uns im Gegentheil von andern, bald bessern, bald schlimmern Zuständen der Welt, bald von glücklichern, bald von unglücklichern Zeiten der Völker, sagt uns überhaupt von mancherlei und vielerlei Wechsel des Glücks und Unglücks, des Schicksals und Schicksalswetters unter der Sonne. Der jetzige Weltzustand ist also kein unwandelbarer und ursprünglicher, ist nicht in der Natur der Dinge und Gottes, sondern in den Menschen und in ihrer Freiheit und freien Kunst gegründet. Ist unser, ist der Menschen und der Welt Zustand nicht gut und glücklich, so liegt davon die Schuld an uns und an dem Mißbrauch unserer Freiheit, unserer Denk- und Verstandes- und

Lebensfreiheit. In diesem Fall des schlechten und traurigen Standes und Ganges der Welt wäre es da vernünftig, den Menschen vom Schlummern und Schlafen und Träumen vorzureden, statt sie zur Munterkeit und zur Thätigkeit und zur Verbesserung ihres und der Welt Zustandes dringend aufzufordern? Und im Fall des guten und glücklichen Zustandes der Welt und der Menschen wäre es da weiser, die Menschen darüber einschlafen zu lassen, oder sie zur Freude über ihr und der Zeit Glück und zur sorgfältigen Erhaltung und Sicherung desselben zu ermuntern? Wer wohl steht, der sehe zu, daß er nicht falle! Und wer übel steht, der wende alle seine Vernunft und Kraft an, daß seine Lage sicherer und besser werde! Das Vergessen unser selbst und der Verhältnisse um uns her, das Schlummern und Träumen über dem Glück, oder über dem Unglück der Welt ist also durchaus vernunftwidrig, und mit dem größten Nachtheil verbunden, indem auf diesem Weg sich das Unglück nicht heben, und das Glück nicht erhalten ließe. Man kämpfe, man ringe, man streite mit dem Unglück, man halte dem Unglück und dem Bösen, seiner Quelle, alle Waffen der Vernunft und der vernünftigen Besonnenheit und der sittlichen Wirksamkeit vor, und es wird und muß unterliegen.

Doch Herr von Rabe meint es wohl mit jenen und andern Worten so übel nicht. Denn er fordert selbst hier und da wider den Egoismus und die Selbstsucht auf, und zwar durch Darstellung von erreichbarer menschlicher Größe, und redet daher manches von der heiligen Schaar des alten Griechenlandes, und von einer neuen, eigenen heiligen Schaar, um sie blinden Eroberern und Strebern nach der Alleinherrschaft in den Weg zu stellen, und die Menschenheit

zu erlösen. — Herr Rade gehört nur unter die Gelehrten, die nicht aus dem Grund und dem Ganzen und dem Zusammenhang der Dinge und der Wissenschaft denken, oder ihre Gegenstände des Denkens nicht im Zusammenhang mit dem Ganzen und dem Grund von allem erfassen, und darum unvermeidlich halbe Wahrheiten und selbst Irrthümer zu Tag fördern. So äußert Herr Rade z. B. S. 121: „Alle Systeme der Philosophie scheinen mir Häuser auf Sand gebaut, gut, um Augenblicke darin zu verweilen, untauglich, darin sich niederzulassen.“ Geht dieses Urtheil nicht über den Herrn Rade und sein Wissen und Verstehen hinaus? Und erhellet nicht aus einer gründlichen Kenntniß der Philosophie und deren Geschichte das Gegentheil? Enthalten nicht alle alten und neuen Systeme der Philosophie mehr oder weniger Wahres und Gutes und Schönes? Und sind sie nicht in ihrem Zweck und Streben, die Wahrheit zu ergründen, und Weisheit und Sittlichkeit in die Welt einzuführen, oder weiter zu verbreiten, höchst ehrwürdig und schätzbar? Und wird etwas anderes der Welt zu mehr Einsicht und Güte, zu mehr vernünftiger Freiheit und Glückseligkeit verhelfen, als die Philosophie? — Doch es sei! Ich will mich jeder weitern Bemerkung und Berichtigung enthalten, und dem Herrn von Rade die Freude nicht verderben, um so mehr, da seine Schrift auch viel Wahres und Gutes enthält, und ich sie deßhalb nicht ohne Vergnügen, und selbst nicht ohne allen Nutzen gelesen und wieder gelesen habe.

# Kurzer Abriß
## der Geschichte meines Lebens und Schicksals.
### Fortsetzung.

### Zwickau.

Ich war noch nicht lange in Zwickau, als mir von einem vornehmen gelehrten Herrn des Thüringerlandes folgender Brief zukam:„

Hochedelgeborner,

Hochzuverehrender Herr Doktor!

Die vortreffliche Ausarbeitung der thüringischen Geschichte von Dero Feder, davon der Anfang in die thüringische Monatschrift eingerückt worden, davon aber die Fortsetzung in diesem Journal bei dessen Beendigung nicht zu erwarten ist, veranlasset bei allen Lesern derselben den Wunsch, daß die vollständige Ausführung dieser Geschichte besonders herauskommen mögte; ich erkundige mich daher bei Ew. Hochedelgeboren, ob das Publikum hierzu Hoffnung hat. Bei meiner nächsten Anwesenheit in Leipzig hoffe ich das Vergnügen zu haben, mir Dero Bekanntschaft zu erwerben, und verharre indessen unter Versicherung meiner vorzüglichsten Hochschätzung

Dero

Bucha bei Kloster Heßler, den 20. October, 1802.

ganz ergebenster
G. A. von Breitenbauch.

N. S. Ueberbringer dieses wird Dero hochgeehrtestes Antwortschreiben, wenn Sie mich damit erfreuen wollen, an mich zu besorgen nicht ermangeln. Durch die Post werde ich es unter obstehender Addresse erhalten.

Es mogte wohl diesem Herrn auffallen, daß ein Gelehrter meiner Art von Leipzig nach Zwickau sich gewendet hatte, so wie es auch in Zwickau auffiel. Der damahlige bekannte Bürgermeister Ferber zu Zwickau gab mir dieß in einer Unterredung mit ihm nicht undeutlich zu verstehen, und wieß mich, weil ich viele statistische Kenntnisse besäße, auf Rußland hin, um da mein Glück zu machen. Er selbst aber hat seitdem sein Glück in Preußen gemacht, und ist jetzt königl. preuß. geheimer Staatsrath. Eben so und eben über meine Mißlage in Zwickau unterhielt sich der noch bekanntere, Herr Martini Laguna mit mir, und suchte mich, zwar nicht nach Rußland, aber doch anders wohin zu richten, wo es Bibliotheken gäbe. Am weitesten ging hierin der Superintendent Schlesinger. Dieser redete mir gar von der Annehmung einer Pfarrstelle vor, und späterhin ließ er mir noch durch Jemanden hinzusetzen: daß sich doch meine Philosophie mit einem geistlichen Amt vertragen würde. — Ja, wenn man zwei Herren dienen kann. Man sieht, daß ich auch in Zwickau, wie fast überall, für einen Theologen und durchaus für nichts anders gelten sollte. — Wer wundert sich nicht? Einen eigentlichen Gelehrten und Philosophen, der kein Theolog ist, und nicht einmahl seyn kann, indem er an unserer Theologie, besage seiner Schriften so vieles auszusetzen hat, einen zum weitern und tiefern Nachdenken von Gott berufenen Mann durchaus zu einem Theologen stempeln zu wollen, wer wundert sich nicht ungemein? Glaubt man denn, daß ich je

die Vernunft und die freie Vernunftwissenschaft der Theologie untergeordnet hätte? Und kann ein Philosoph, wenigstens ein geborner Philosoph je die göttliche Vernunft und Vernunftwissenschaft der Theologie und gelehrten Glaubenslehre unterordnen? Ein ehrlicher Mann sagt und macht das aus sich, was und wie er ist. Eben deßhalb bin ich schon in Wittenberg von der Theologie abgegangen, und zur Philosophie, zur Grundwissenschaft fortgeschritten, wie es Kant, Fichte, Eberhard, Gellert u. a. m. auch gethan haben. Es ist dieß mehrmahls von mir erklärt worden. Nichtsdestoweniger gibt es immer noch Leute, die mich aus gewissen mir und der Welt gar nicht unbekannten Ursachen für einen Theologen halten, und gehalten wissen wollen. Als ob ich, als ob Jemand wider seine Neigung *und* Natur und Kenntniß gezwungen werden könnte, ein Theolog zu seyn? Oder als ob ich noch förmlich schwören müßte, daß ich kein Theolog, sondern ein Philosoph bin? Du himmlische und trostreiche Philosophie, die du mich bei den erlittenen langen Verfolgungen und harten Schicksalen aufrecht erhalten hast und aufrecht erhältst und aufrecht erhalten wirst, dir leb' ich, dir sterb' ich, dein bin ich tod und lebendig! Amen!

Trotz dem Superintendenten Schlesinger blieb ich nicht nur in Zwickau, sondern auch was ich war, und was ich seyn werde. Es fügte sich, daß ich mit guter Art daselbst verweilen konnte. Der Herr Buchhändler, Friedrich Schumann, jetzt Lotterie-Direktor zu Gera, ließ sich nehmlich gerade um die Zeit in Zwickau nieder, und eröffnete seine Verlagsgeschäffte mit einigen meiner Schriften. Es waren folgende: „Ideen zur Geschichte des großen Ganges der Kultur und der Menschheit in der Welt, (Preis, 1 Thlr.)

Genius der Menschheit, oder die wahre Revoluzion. (Preis 1 Thlr.) Moral und Recht sind Eins, oder Grundlinien zur ersten Rechtsmoral in der Welt. (Preis 18 Groschen)" Die Herren Gebrüder Schumann sollten von diesen zum Theil sehr fehlerhaft gedruckten Schriften eine neue Auflage machen lassen, falls sie keine hinter meinem Rücken gemacht haben, was höchst unrecht wäre, weil ich die besagten Bücher besonders gern zu verbessern wünschte. — Ob ich gleich nicht viel für alle drei Schriften bekam, so war es mir doch genug, um eine Zeit lang durchzukommen, und meinen Wirth und Vetter für Wohnung und Kost richtig zu bezahlen. Dessen ungeachtet wurde mir mein Vetter bald untreu, und fing an, wie es ihm der Doctor Triebel einmahl in meiner Gegenwart gerade in's Gesicht sagte, mit mir zu verkaufen. — Daher verließ ich zu Vermeidung weiterer Zänkereien sein Haus, und bezog eine Wohnung beim Kaufmann Vogt, aber ohne meinen Zweck zu erreichen, und Ruhe und Sicherheit vor Beobachtungen und Neckereien zu erlangen.

Die Ursache von diesen und andern Unannehmlichkeiten, die mir in Zwickau widerfuhren, war keine andere, als daß ein angesehener Mann auf das reichste Mädchen der Stadt mich aufmerksam gemacht, und daß ich diesem neuen Vorschlag zu einer Heurath Gehör gegeben hatte. Sollte ich dieß nicht? Sollte ich meinen in Weißenfels erlittenen Verlust nicht zu ersetzen suchen? Sollte ich mein Glück in der Sache nicht noch einmahl probiren? Es wäre eben so, als ob man nur einmahl um ein Amt, um seine Beamtung anhalten dürfte. Sollte ich überhaupt nicht in eine vortheilhafte Heurath eingehen, da die vernünftigen Ursachen und Beweggründe, wonach ich dieß in Weißenfels

wollte, und nach dem Rath einsichtiger Männer selbst sollte, da dieselben Ursachen und Beweggründe bei mir noch obwalteten, und mich je länger je mehr bestimmten?

Sobald ich einige Besuche bei dem reichen Buchdrucker Höfer abgestattet, und eine sehr gute Aufnahme erfahren hatte, und sobald man die Absicht davon merkte, und daß ich schlechterdings meinen eigenen Weg gehen, und durch eine vortheilhafte eheliche Verbindung gedeckt, ganz der Philosophie und der Schriftstellerei und dem Gemeinwohl mich widmen wollte, — sobald begann auch ein starker Wind von mehren Seiten wider mich zu wehen. Am stärksten blies der Wind von Seiten des alten Superintendenten Schlesinger, und es schien, als ob er sich absonderlich vorgenommen hätte, zu verhindern, *daß ich in* Zwickau meinen untheologischen, aber gewiß philosophischen Zweck nicht erreichen sollte Schlesinger konnte dieß schon thun, da auch Andere, z. B. der Bürgermeister H .... und noch mehr dessen adelige Gattin wider mich und mein Vorhaben waren, überhaupt Söhne aus den ersten Familien der Stadt längst die Augen auf den Schatz gerichtet hatten, den ich Fremder und Alleinstehender heben wollte. Welch ein Wagestück für mich! Ich hätte die Sache ganz heimlich und stille und ohne Unterhändler betreiben; ich hätte mich kurz und gut entschließen, und den entscheidenden Schritt durch kein verlegenes Zaudern verschieben; ich hätte mich verstellen, und meine Liebe zum Mädchen vor aller Welt verbergen; ich hätte meine Besuche bei den Aeltern eher vermindern, als vervielfältigen, kurz, ich hätte mich als einen klugen, verstellten, schlauen, listigen, kalten Mann zeigen sollen und müssen, dann wäre ich dem Unternehmen und der saubern Gegenpartei gewachsen gewesen.

Aber sollte ich um Reichthums, um Geldes willen diese thierischen, diese teuflischen Eigenschaften annehmen? Sollte ich klug und schlecht werden, und mein Gewissen untergraben? Es fiel mir nicht ein, und kommt mir, auch um des Gewinnes der ganzen Welt willen, nicht in die Gedanken. Daher that ich von dem allen nichts, ließ meine Liebe merken, und verrieth mich gleich bei den ersten Schritten. Nun setzte sich, wie gesagt, fast Alles gegen mich in Bewegung; nun wurde ich beobachtet, ausgeforscht, verläumdet, geneckt; nun mußten sich die sehr braven Aeltern des Mädchens und dieses selbst ähnliche unangenehme Dinge gefallen lassen; nun wurde so viel und so lange gegen das Werk der Liebe und gegen meine Glücklichwerdung gearbeitet, bis ich und der andere Theil verdrüßlich gemacht, die Sache auf sich beruhen ließen. In meinem Leben habe ich nicht mehr Mißgunst, Neid, Eifersucht, Ränkerei, nicht mehr feindseliges und arges leidenschaftliches Wesen verspürt, als bei dieser Heurathsgeschichte in Zwickau. Die Söhne des Superintendenten Schlesinger, mit meinem Vetter Hering im Einverständniß, beobachteten mich bei jedem Tritt und Schritt, den ich that; jeder Mensch, der es aufrichtig meinte, wurde von mir abgezogen; fast Alle, mit denen ich umging, waren meine heimlichen Feinde, die jedes meiner Worte auffaßten und verdrehten; noch Andere verfolgten mich mit falschen Rathschlägen, oft bis in meine Stube hinein; Andere ärgerten mich; selbst mein so ganz naher Verwandter Hering äußerte einsmahls zu dem Advokaten Zeidler, der mich lobte: „ich sey wohl gut, aber man müsse mich nicht gut lassen" —; und der Herr Rector Görenz, den ich noch von Wittenberg her kannte, und in der Heurathsangelegen-

heit gleichsam zu Hilfe nehmen wollte, oder richtiger, nach einem Wink des Buchdruckers Höfer, zu Hilfe nehmen sollte, erklärte mir schon beim dritten Besuch: Ich darf nicht. — Auf solche Art schien die zwickauer Superintendur mit ihrem Anhang wider mich und den Glücksversuch wie verschworen, und des gefaßten Vorsatzes zu seyn, mir lieber Unheil anzurichten, als mein Aufkommen durch eine reiche Heurath zu gestatten. Dessen ungeachtet glaube ich, daß ich meinen Widersachern und ihren ausgestellten Wachposten zum Trotz ohne viele Mühe den Schatz erlangt hätte, wenn ich entschlossener und kurzgefaßter, und bei einigen Gelegenheiten statt stumm und betreten, beredt und gewandt gewesen wäre. So aber machte ich es offenbar wieder, ging es mir offenbar wieder, traten bei mir *dieselben* Erscheinungen und innern Hindernisse offenbar wieder ein, als in dem weißenfelser Fall; und so gerieth ich auch bald wieder auf denselben Gedanken: daß die Sache nicht seyn sollte. Ich, dem es seit den Universitätsjahren nicht mehr, wie auf der Schule, an der Gabe zu reden und an Muth gebrach, warum konnte ich nicht reden, und mich gar nicht benehmen, wenn alles darauf ankam, und zwar gerade nur nicht in diesen Augenblicken und Umständen? Ich will das Räthsel durch ein Beispiel bestätigen:

Als in der Sache gegen das Frühjahr 1803 ein entscheidender Schritt geschehen, als von meiner und der andern Seite eine bestimmte Erklärung erfolgen sollte, so ging die Mutter des Mädchens mit demselben und mit mehreren der ersten Frauen Zwickau's, selbst mit der binnen zehn Jahren kaum in's Freie gekommenen Mutter des Bürgermeisters Ferber auf das nahe bei der Stadt gelegene Scheidewitz. Ich ging auch dahin, aber ganz schwermüthig und

und betreten, und saß so beklommen und stumm und sonderbar bei dieser schönen Gesellschaft, als ob Hochgericht über mich gehalten, und mir das Leben abgesprochen werden sollte. Höchst wahrscheinlich würde ich auch, wenn es zum Treffen, zur Erklärung gekommen wäre, kaum mehr, als ein schwaches Ja, oder Nein herausgebracht haben. Es kam aber nicht so weit, indem ganz unvermuthet der älteste Sohn des Superintendenten Schlesinger nebst dem dritten Lehrer der Stadtschule in das Zimmer traten, sich an einen Tisch setzten, keck eine Karte aus der Tasche zogen, darauf los zu spielen anfingen, und auch ungeachtet der Erinnerungen einiger Frauen, daß dieß jetzt ganz unschicklich sei, ihr böses Spiel nicht aufgaben. Gehindert dadurch und verdrüßlich, ging die ehrwürdige Frauengesellschaft, zumahl auf die Worte der Mutter des Mädchens: „Habe ich's nicht gesagt, daß heute der Saturn regiert?" aus einander, und wieder in die Stadt. Ich blieb zurück, und bemerkte, an's offene Fenster getreten, laut, wie schön die Sonne unterginge, worauf mir sogleich eine der Frauen, die Frau Senator Friedrich, eine nahe Verwandte des Höferschen Hauses lebhaft entgegnete: Für Sie geht die Sonne noch nicht unter, Herr Doktor!

Unterdessen kamen mehre Herren aus der Stadt, und es bildete sich, wie gewöhnlich um diese Tageszeit eine männliche Gesellschaft. Ich verblieb darunter. Man kann sich leicht denken, daß bei der Unterhaltung manche Anspielungen und Scherzreden auf mich und meine Liebesangelegenheit mit unterliefen. Ich aber, wie ein ganz anderer Mensch geworden, wie ganz im Gemüth erleichtert und erheitert, entgegnete allen Spaßmachern so gut und gewandt, schlug alle Wort-

bälle so geschickt zurück, daß ich die Lacher auf meine Seite bekam, und der Bürgermeister Ferber sich sogar darüber wunderte, und laut sagte: Wie gut sich doch der Hr. Doktor Heynig unterhalten kann, wenn er will! — Ich gestehe aber offenherzig, daß ich mich damahls selbst übertraf, und daß ich es nicht gedenke, jemahls so spaßhaft und witzig eine Unterhaltung, wobei kein Wort, kein Angriff ohne passende Erwiederung blieb, geführt zu haben. Kurz, ich erschien aufeinmahl ganz anders, als vorher, und bei anderer Gelegenheit, wo es doch, wenn ich nur halb so gewesen wäre, vielleicht meine glückliche Verehlichung bewirkt haben würde. Welch ein Räthsel! Welch ein Schicksalsknoten!

Indem ich darüber nachdachte, konnte ich auf andere Gedanken gerathen, als daß die Sache, nicht seyn sollte? Und indem dieser Gedanke je länger je klärer und gewisser bei mir wurde, blieb mir etwas anderes übrig, als mich von dem Beginnen und selbst von Zwickau abzulenken? Es mogte übrigens allerdings wahr seyn, was einige gutgesinnte und unparteiische Männer gleich anfangs zu mir der Ermunterung wegen sagten: der Hr. Buchdrucker Höfer kann seine Tochter nicht besser verheurathen, als an Sie, der Sie dem Mädchen das Vermögen nicht durchbringen. — Und diese Männer schoben jetzt, als sie die Heurath nicht zu Stand kommen sahen, wie unwillig die Schuld auf mich. Allein sie kannten nicht die innere Geschichte der Sache, wenigstens nicht die räthselhafte Geschichte meines Gemüths, und bedachten wahrscheinlich auch zu wenig: daß wenn nicht alle, doch manche Ehen, wie im Himmel, wie vom Schicksal geschlossen zu seyn scheinen. Eher noch

könnte man meinen Feinden und dem Superintendenten Schlesinger die Schuld geben. Doch wozu mehr? Ich ließ von der Sache ab, und entfernte mich um Ostern 1803 von Zwickau. Ehe ich sage, wohin ich ging, muß ich noch einen Brief einschalten, den ich während meines Heurathshandels in Zwickau von jenem vorhin schon genannten thüringischen Herrn erhalten hatte:

Ew. Hochedelgebornen

Geehrtestes Schreiben vom . . . habe vor kurzem mit Vergnügen erhalten, und freue mich, durch solches von der Fortsetzung Dero sehr gründlich abgefaßten thüringischen Geschichte, welche sicher die des Galetti übertreffen wird, Gewißheit erfahren zu haben. Die Abhandlung in den Provinzialblättern ist mir nicht vor die Augen gekommen, und wünsche ich solche gelegentlich zu lesen zu erhalten. Vor einigen Jahren habe ich einen Entwurf zu einer Geschichte der Neger nebst einer kurzen Beschreibung der Negerländer entworfen. Wollten Sie diesen Entwurf weiter ausführen, und die neuere Geschichte der Neger, so wie auch die neuesten Entdeckungen in ihren Gebiethen einschalten, so wollte ich Ihnen das Manuscript zu diesem Entzweck überlassen. Bei den neuen Vorfällen unter dieser Nazion würde eine solche Geschichte vielleicht Beifall finden. Hätten Sie Gelegenheit den Titel des jetzigen Chur-Erzkanzlers, so wie auch das jetzige Wappen der Republik Frankreich zu erfahren, so würde mir durch Mittheilung von beiden eine Gefälligkeit erzeigt werden. Ich lege mein in Berlin gestochenes Bildniß bei, um mich Ihnen auch in der Entfernung kenntlich zu machen, nebst einem Verzeichniß meiner neuern Schriften, mit deren einigen ich Ihnen

vielleicht aufwarten könnte. Unter Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung und Ergebenheit verharre ich Dero

Leipzig, gehorsamster

den 14. Jan. 1803. G. A. von Breitenbauch.

Man sieht, daß der gute und gelehrte Herr von Breitenbauch mich beschäfftigen und meinen Sinn für die Gelehrsamkeit und Schriftstellerei unterhalten wollte. Es war aber ohnehin die Wissenschaft und die Schriftstellerei, verbunden mit Nachdenken und Fortlernen mein Ein und Alles, und es gereichte mir zu einigem Trost, daß in der Ostermesse 1803 aufeinmahl die drei bereits angegebenen Schriften herauskommen sollten. Um dieß desto gewisser zu bewirken, und zugleich die Schriften desto richtiger und fehlerfreier erscheinen zu lassen, so wie mich wegen des in Zwickau abermahls erfahrnen widrigen Schicksals zu zerstreuen, faßte ich den Entschluß, nach

## Hof

zu gehen, wo eben zwei von jenen Schriften, namentlich: Moral und Recht sind Eins ꝛc. und: Genius der Menschheit ꝛc. gedruckt wurden. Ich kam auch noch zu rechter Zeit, um zu helfen, daß die Schriften richtiger und besser, als die anderwärts und ohne meine Durchsicht gedruckten: Ideen zur Geschichte der Menschheit ꝛc. ꝛc. erschienen. Diese Schrift, Ideen ꝛc. ꝛc. genannt, besteht aus einzelnen Abhandlungen, wovon zwei: „Asia — und: Grundlegung zur Geschichte der Menschheit,“ — nach ihrer ersten Bekanntmachung im Genius der Zeit durch den bekannten Professor Rahbeck zu Kopenhagen in's Dänische übersetzt worden waren, so wie eine andere Abhandlung: „Kurze

Geschichte aller epidemischen Uebel, mit besonderer Hinsicht auf Teutschland," gleichfalls bei ihrer ersten Erscheinung in den Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg, nachrichtlich eine heilsame Wirkung hier und da, z. B. in der Altmark, wo eben eine epidemische Ruhr herrschte, hervorgebracht hatte. Mag diese Abhandlung bei allen Epidemien gelesen, und von gleichen beruhigenden Wirkungen begleitet werden! (M. s. die Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg, Auguststück 1800, S. 920.) In Hinsicht der zweiten Schrift: Moral und Recht sind Eins ꝛc. bemerke ich, daß sie, meines Wissens, nirgends recensirt und der Welt vorgeführt worden ist. Sollte damit etwa die Verbreitung der bessern Lehre, der wahren Rechts = und Gerechtigkeitslehre, nach welcher die Sitten = und die Rechtsgesetze einerlei, und so gut für die Reichen als für die Armen sind, und Jeder ohne Ausnahme vor dem Gesetz und dem Richter gleich ist, sollte durch die Unterdrückung der eben besagten Schrift dieses bessere Lehrthum unterdrückt werden? Oder will man gar nichts von der Einheit der Sitte und des Rechts, von der Einheit dessen, was sittlich und recht ist, wissen und hören? In Ansehung der dritten Schrift, des Genius der Menschheit ꝛc. sage ich, daß ich schon bei ihrem Druck böslicher Weise geneckt und verletzt wurde. Man druckte nehmlich S. 228 Z. 8 das Wort Preußen aus, ob ich gleich nur, da die Stelle etwas bedenklich war, ein bloßes P... gesetzt hatte; so wie ich S. 291, Z. 20 ausdrücklich der Lasterhafte, im Gegensatz des vorhergehenden Tugendhaften geschrieben hatte, was aber gleichfalls der Setzer, oder vielmehr der Censor, der bekannte und selbst der Schriftstellerei ergebene Prediger N..., in: der Boshafte — zu verändern für gut fand. Diese Veränderung meiner

Worte, besonders die Aussetzung des Worts Preußen kam mir so bedenklich vor, daß ich auf dem höfer Rathhaus dem Stadtdirektor eine Anzeige davon machte, ohne deßwegen die Stelle aus dem Buch wegzubringen. — Der arme Genius der Menschheit! nicht bloß beim Druck, sondern auch bei der Recension in Halle wurde er mißhandelt, und nicht einmahl, was kaum glaublich ist, unter seinem, sondern unter dem Titel: „Genius der Zeit" — recensirt, so recensirt, daß der leidenden Welt die Lust vergehen sollte, die Schrift in die Hände zu nehmen, und zu ihrem Heil zu gebrauchen. Wer erschrickt nicht bei den Erscheinungen unserer Zeit? Und wem wird es nicht jeden Tag einleuchtender, daß das Böse allenthalben die Oberhand über das Gute gewonnen hat, und je länger je mehr *obwaltet?* Leben wir da nicht am Vorabend eines entsetzlichen Umsturzes der Sache der Bosheit?

Was an diesen Feindseligkeiten und Verfolgungen, die, wie man sieht, in Hof da fortgingen, wo sie in Zwickau aufgehört hatten, Schuld war, weiß ich nicht. Ob die zuletzt besagten und meine andern Schriften, d. h. die Freiheit ihrer Grundsätze und Lehren und die Wärme des Vortrags Schuld waren; oder ob gewisse Leute, insonderheit gewisse Geistliche durchaus und schlechterdings und blindlings sich zu meinen Widersachern aufgeworfen hatten, wie mich denn auch der Prediger N . . . in Hof einsmahls ganz sonderbar fragte: Haben Sie denn eine Kabale wider sich? oder ob man mich auf alle Art und Weise von der Schriftstellerei und von dem eingeschlagenen Weg abbringen, und mich gleichsam zur Unterwerfung unter das Joch des Ansehns und des Vorurtheils und der Mode zwingen wollte;

oder ob man durch die mir an allen Orten bereitete Unruhe und Verleumdung Andere abschrecken wollte, in meine Fußtapfen zu treten; oder ob man mich zum Panier der mir kaum halb, geschweige denn ganz verständlichen Theologie treiben wollte, aus Besorgniß, ich mögte das Schwerd des Worts wider sie gebrauchen; — oder ob man durch häufigen Verdruß und Aerger und Unmuth meine Gesundheit und mein Leben untergraben wollte, — ich weiß nicht was man wider mich vorhatte, und vorhat.

Wider das Heurathen brauchte mich übrigens der Prediger N . . . nicht einzunehmen, und einnehmen zu lassen; denn es war mir ohnehin durch die weißenfelser und zwickauer Geschichten die Lust dazu ziemlich vergangen. Umsonst richteten daher manche angesehene Frauenspersonen in Hof die Augen auf mich, und umsonst erklärte mir einmahl der Bergrichter Meyer, nach dem Beispiel des Amtmanns Jahn, daß eine vortheilhafte Heurath das Beste für mich wäre, und daß sich wohl eine Gelegenheit dazu finden würde. Es schien sich in der That wieder eine Gelegenheit dazu zu finden, indem ich bei dem Viertelsmeister Rudert und in seinem Haus sehr wohl gelitten war, und häufig Umgang mit diesem sehr reichen und gebildeten Mann pflog. Dessen ungeachtet wollte ich nicht weiter schreiten, und ihm in Betreff seiner Tochter und seines einzigen Kindes etwas merken lassen, weil ich von dem Plan, durch eine reiche Heurath mir zu helfen, je länger je mehr abkam. Daher verfingen auch die mir merkwürdig gewordenen Worte der Frau Rudert, die sie damahls mit Anspielung auf ihre Tochter und auf ihre halb ländliche und halb städtische Wirthschaft, so wie gleichsam prophetisch mit Anspielung auf meine bald darauf gefolgte

Heurath gegen mich äußerte, die Worte nehmlich: „ein reiches Bauermädchen sey besser, als ein armes Fräulein,“ — auch diese ermunternden Worte verfingen nichts bei mir. Dagegen setzte sich der Gedanke in meinem Gemüth immer fester, mir lieber, wie anfänglich, durch Erlangung eines Amtes selbst zu helfen, und dann nach Gefallen und Geschmack zu heurathen. Und weil in neu erworbenen Ländern, was damahls Baireuth und Ansbach für Preußen waren, Fremde oft ihr Glück gemacht haben, und noch machen, so reiste ich nach Baireuth, und bald darauf wendete ich mich schriftlich an den damahligen Minister von Hardenberg in Ansbach zum Behuf meiner Anstellung. Es hing hierin fast alles von Hardenberg ab, so wie man mir auch manches gesagt hatte, was mich glauben ließ, daß *ich dieses* Mahl, bei diesem Gesuch um ein Amt wohl schwerlich durchfallen würde. Doch ich glaubte es nur; denn folgendes Antwortschreiben benahmen mir meinen Glauben an Hardenberg ziemlich unsanft:

Se. königl. Majestät von Preußen, unser allergnädigster Herr, lassen dem privatisirenden Gelehrten, J. G. Heynig, zu Hof, auf sein Anstellungs-Gesuch vom 15. vorigen Monats hierdurch eröffnen, daß im Civilfach eine so große Anzahl junger Leute schon mehrere Jahre unbesoldet in Erwartung künftiger Beförderung arbeitet, daß theils aus diesem Grund, theils weil es überhaupt nicht an Einländern fehlt, ihm keine Hoffnung zur Anstellung in diesem Fach gegeben werden kann. Die Anstellung im Schulfach muß derselbe bei dem geistlichen Departement oder zunächst bei dem II. Senat der Ansbacher Kammer, als Consistorium

beider Fürstenthümer, nachsuchen, indeß ist auch hiebei kein Mangel an einländischen brauchbaren Candidaten.

Ansbach, den 22. Januar 1803.

Auf Sr. königl. Majestät allergnädigsten Special-Befehl.

Hardenberg.

Dahin war meine Hoffnung, in Baireuth und Ansbach angestellt zu werden! Solcher Maßen ging es mit meiner Anstellung nicht, ging es mit meiner Schriftstellerei nicht, ging es mit meiner Verheurathung nicht, ging es durchaus mit mir nicht fort, und ich verlor sogar je länger je mehr die Ruhe des Lebens. Wahrscheinlich hatte man in Ansbach und bei Hardenberg wider mich arbeiten und mich verleumden lassen, so wie man in Hof wider mich arbeitete, und mir Fallstricke legte. Doch was Wunder, wenn man eine Kabale wider sich hat! Der Pfarrer N... konnte mir auf meine Klagen darüber, statt der Forschfrage: Haben sie denn eine Kabale wider sich? eben so gut sagen: Kein Wunder, daß es Ihnen so geht, denn Sie haben eine schwarze Kabale wider sich, und ich bin jetzt, da Sie und so lange Sie in Hof sind, dabei, und nicht ganz unthätig! — „Denn der Prediger N... war's, der mein Vorhaben, in Baireuth um eine Anstellung mich zu bewerben, stets entweder tadelte, oder von der schwierigen Seite zeigte; dagegen redete er mir von der Theologie, und vom geistlichen Stand manches vor, und erinnerte mich mehrmahls und ließ mich öfters durch seinen Sohn an den Oberhofprediger Reinhard erinnern, um in ihm mein Heil zu begründen. — N... war's, der mich, ob er gleich so lange ich bei ihm ein- und ausging, die Miene meines Freundes und Rathgebers annahm, der mich heimlich ver-

folgte und störte, wie denn auch ohne Zweifel die gefährliche Aenderung einiger Stellen in meinen gedachten Schriften sein Werk war. Er war's, der Beobachter anstellte, als ich mit dem Viertelsmeister Rudert vertraulich umging, voll ängstlicher Besorgniß, daß ich vielleicht dessen reiche Tochter schnell heurathen könnte. Er war's, auf dessen Winke hin, außer andern, hauptsächlich ein grober Mann, K..., in Gesellschaften mich von Unterhaltungen und Bekanntschaften mit Frauenspersonen, und diese von mir abzuziehen sich unterstand. Er war's, der bald in eigener, bald in seines Sohnes Person von einer gewissen andern Gesellschaft, die gern der um der Wahrheit willen Bedrängten, sie mögen zu ihr gehören, oder nicht gehören, sich annimmt, der mich von dieser wohlthätigen und preiswürdigen Gesellschaft abzuhalten suchte. — Er war's, der mich in Zänkereien und Händel verwickeln, ja, selbst wegen staatsschaftlicher (politischer) Aeußerungen, die ich mir bisweilen erlaubte, öffentlich anmerken (notiren) und anklagen lassen wollte, obgleich der Hoffiskal Otto, als er meine unschuldigen Aeußerungen über Zeitvorfälle hörte, nichts anmerkte, sondern unwillig über die ihm gegen mich gemachte Einschwärzung (Insinuazion) sich entfernte. — Er war's endlich der, als ich seine arge Verstellung gegen mich deutlicher gewahr wurde, und ihm deßhalb zornig den Rücken zukehrte, die bedenkliche, und mir nie aus dem Sinn gekommene mündliche Eingabe und gleichsam Entschuldigung durch Jemanden, der in N... Haus wohl stand, machen ließ: Geistliche müssen sich verstellen können. — Bedenkliche, räthselhafte, ärgerliche Worte! Sie waren und sind es wenigstens mir, der ich vom geistlichen Stand anders und besser dachte und denke, und selber zur Verstellung und List und Tücke gar keine An-

lage habe. Wahrscheinlich sind auch vielen wackern Geistlichen nah und fern diese vermessenen Worte eben so, wie mir, ein Räthsel und Aegerniß. Sollte es aber doch Geistliche geben, die denken, wie N . . ., und glauben, sich verstellen zu müssen, so sage ich ihnen, wie dort Jesus, den Pharisäern und Schriftgelehrten: Warlich! Warlich! wenn ihr euch nicht umkehret, und werdet, wie die Kinder, so könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen, und Andere nicht in das Himmelreich bringen. Oder sollen die, welche das Evangelium verkündigen, bloß davon sich nähren, und nicht auch, und nicht zuerst und vorzüglich gut und sittlich und christlich seyn? Prediger, die selbst nicht gut und tugendhaft sind, und die Kirchenlehre und das Kirchenwesen bloß für einen Kappzaum des Volks halten—, stiften weit mehr Schaden als Nutzen, indem sie durch ihr Beispiel das ärgste Unkraut unter den Waizen säen, indem sie durch ihren unsittlichen und unchristlichen Lebenswandel alle Wirkung des Predigens, alle Wirkung des Christenthums verhindern. Doch warum halte ich mich so lange bei solchen heil- und gottlosen Dingen und Erscheinungen auf? Fort! fort in meiner sonderbaren Lebens- und Schicksalsgeschichte! Ich wollte damahls, ich wollte in Hof, und als mir alles fehlschlug, aus meiner bisherigen Laufbahn treten, ich wollte der eigentlichen, der philosophischen Gelehrsamkeit und der Schriftstellerei entgehen, ich wollte meinem Schicksal und meinem so schweren Beruf, in einem Zeitalter, wo das Böse über das Gute triumphirt, in einem solchen unseligen Zeitalter die Wahrheit und die Gerechtigkeit zu lehren, diesem schweren Beruf wollte ich aufeinmahl, wie dort Jonas, entrinnen. Verdrüßlich, ungeduldig, aufgebracht über mein Schicksal und das beständige Ungemach der Verfol-

gung reiste ich wieder nach Baireuth, voll von dem gefaßten Gedanken und Vorsatz, mich in das preußische Gesetzbuch, mich in die Rechtswissenschaft einzustudiren, und als Auskultator und Referendar anzufangen, und dann Justizkommissar zu werden. Der Präsident von Völderndorf zu Baireuth, dieser edelgesinnte Mann, mit dem ich mich deßhalb besprach, hatte nichts gegen mein Beginnen, und sagte unter andern: „Wenn Sie Autodidakt (Selbstlerner) werden wollen, so versuchen Sie's; ich werde Ihnen keine Hindernisse in den Weg legen." Dabei wieß er mich zugleich an den Justizrath, und jetzigen Landrichter, Herrn Engelhardt in Hof, um von diesem sehr geschickten Mann einige Unterweisungen zu erhalten. Es geschah. Außer manchen Winken ertheilte mir, nach Hof zurückgekehrt, Herr Engelhardt eine Bekanntschaft mit den vornehmsten und besten juristischen Schriften, die ich allerdings für mich zu studiren hatte, wenn ich meinen gefaßten Plan verwirklichen wollte. Dazu entschlossen, studirte ich mich bereits in die Rechtsgeschichte ein, dachte ich schon weiter an nichts, als an meine nahe Lage eines Auskultator und Referendar und Justizkommissar, packte ich schon meine Sachen zusammen, und stand im Begriff, den nächsten kommenden Tag in aller Frühe nach Baireuth abzugehen, als folgender Brief einen Aufschub meines Unternehmens bewirkte:

Ich bedaure sehr, daß ich Ihnen, mein hochzuverehrender Herr Doktor, durch mein langes Stillschweigen Unruhe verursacht habe. Ich wollte Ihre Geduld nicht mißbrauchen, noch auch Ihre Geschäffte, welche Sie der Belehrung des Publikums widmen, durch meine geringhaltigen Briefe stören. Von der Geschichte der Neger, davon ich Ihnen in meinem letztern Brief schrieb, konnte ich auch Ih-

nen vor der Hand keine Kopie schicken; und will es versparen, bis Sie mir näher kommen, oder mich, wozu Sie mir die angenehme Hoffnung machen, mit Ihrem Besuch beehren. Die Titel Ihrer neuen Schriften versprechen einen wichtigen Inhalt, welchen Sie sicher nach Ihrer gründlichen Art ausgeführt haben. Ich gebe dagegen jetzo die Uebersicht der Produkte des Erdbodens nebst einer Produktencharte von Europa für die Jugend heraus. Ich wünsche von Herzen, daß Ihre Verdienste um die Ausbreitung der Wissenschaften Ihnen bald einen sichern Weg zu Ihrem Glück bereiten mögen, wodurch Sie Ihren Zeitgenossen eben so nützlich, als jetzo durch Schriften werden können. Beehren Sie mich bald wieder mit Nachrichten von Ihrem Befinden, und verbleiben meiner besondern Hochschätzung versichert. Meine Niessen, welche Sie, glaube ich, die Ehre gehabt haben, in Weißenfels kennen zu lernen, erinnern sich Ihrer noch mit Vergnügen.

Leipzig, E. A. von Breitenbauch.
den 14 Juni 1803.

Konnte man es mir nach diesem Brief und Briefwechsel und nach dem Verhältniß, worein ich dadurch mit einem vornehmen gelehrten Herrn und Schriftsteller gerathen war, konnte man es mir verdenken, daß ich nun die Reise nach Baireuth nebst meinem darauf bezüglichen Vorhaben noch aufschob, und erst nach Bucha zu dem Herrn von Breitenbauch reiste, um zu sehen, ob er mich nicht etwa zu einer Anstellung im Lehrfach, wofür ich bisher gelebt und gelernt hatte, empfehlen könnte? Doch dieß bedarf kaum einer Frage, geschweige denn Entschuldigung. Bereits reisefertig begab ich mich, unter mancherlei Ahnungen und kleinen sonderbaren Zufällen und nicht ohne Neugierde, die

in dem Brief erwähnten Niessen des Hrn. von Breitenbauch kennen zu lernen (denn ich wußte gar *nichts* von ihnen) so voll Ahnung und Neugierde begab ich mich auf die Reise nach

## B u ch a,

wo ich den dritten Tag um Mittag anlangte. Eben war die Rede von mir gewesen, indem der Kammerrath von Breitenbauch beim Kaffetrinken meines letzten Briefes erwähnt, und gesagt hatte: daß er mich erwarte. Man kann denken, daß ich von einem so gelehrten und eifrigen Schriftsteller, der, laut seiner Schreiben, mich sehr schätzte, gut aufgenommen wurde. Aber wie groß war meine Verwunderung, als ich beim Umblicken im Zimmer *auf* eine mir wie bekannte weibliche Person stieß! Ich trat sogleich an das Fenster, wo die Person stand, sah sie von neuem an, und äußerte, ob ich nicht die Ehre gehabt hätte, Sie vor etwan anderthalb Jahren auf dem Weg kurz vor Weißenfels zu sehen. Es befand sich so, und die andere Person war ihre Schwester gewesen, die noch lebende verwittwete Frau Hauptmännin von Krohn. Wie erstaunte ich, als ich jene Person jetzt und hier wieder sah, hier in Bucha bei Wiehe, nicht in Wiehe, und als ein Fräulein von Breitenbauch, nicht von Werthern, die Person wieder sah, die mir einst wegen ihrer Gewandtheit und Sinnigkeit und schönen Figur wohl gefallen hatte! Auch ich mogte meiner unbekannten Reisegefährtin gefallen haben, wie daraus zu schließen ist, daß sie ihren Onkel, den Kammerrath von Breitenbauch auf mich und meine Schriften aufmerksam gemacht, also zum Theil veranlaßt hatte, daß dieser Herr mit mir in einen Briefwechsel einging. Zum Theil sage

ich; denn die thüringische Monatschrift, welche der Kammerrath von Breitenbauch gern las, und worin ihm besonders meine Aufsätze über Thüringens Geschichte gefielen, war auch mit Ursache an diesem folgenreichen Briefwechsel gewesen.

So war ich denn in Bucha unweit der Unstrut, in einer schönen Gegend, mit noch schönern Umgebungen, im zierlichen Schloß eines vornehmen Herrn, und in einem großen Zimmer, wo einst der Graf von St. Germain, General eines Korps dänischer Truppen nach der Schlacht bei Roßbach sich einquartirte. — Mein Aufenthalt in Bucha verlängerte sich, und es gefiel mir immer besser; denn ich fand hier volle Nahrung für Körper und Geist zugleich, da der Kammerrath nicht nur zu seinem herrlichen Tisch, sondern auch in seine stattliche Bibliothek mich einlud, und zur Ausarbeitung der Schrift veranlaßte: „Christian der Erste, Erzbischof zu Mainz, einer der größten Fürsten seines Zeitalters.“ Der Kammerrath von Breitenbauch war mit meiner Arbeit und mit der Schnelligkeit, womit ich die Schrift zu Stand brachte, sehr zufrieden. Und daß auch Andere mit der Schrift, als sie durch den Druck das Licht der Welt erblickt hatte, zufrieden waren, erhellet unter mehren aus folgendem Schreiben des gelehrten und berühmten Fürsten Primas von Teutschland:

Hochgeehrter Herr!

Ihr Christian der Erste ist ein gutes, im ächten Geist der Geschichte dargestelltes Bild; der Charakter des Zeit-Alters und des hohen Genius, der ihren Helden beseelte sind einfach, aber in treffenden Zügen ausgedrückt; ermunternd und belehrend im Kampf des Lebens und der Tugend ist die Muse der Geschichte, würdig, daß ein Mann

von ihren Anlagen deren Eingebungen folgt. Ich bin mit vieler Hochschätzung

Ew. Wohlgeboren

Aschaffenburg, ergebener

den 9. Sept. 1804. Carl.

Diese, dem verewigten Carl von Dalberg gewidmete Schrift mußte ihn freilich, als einen Nachfolger, als den letzten Nachfolger Christian's ansprechen, und zu meinem Lob bewegen; so wie die Schrift fast aus gleicher Ursache dem Kammerrath von Breitenbauch sehr zusagte und gefiel, weil er das Bucha, wovon Christian der Erste Graf war, für das seinige hielt, was auch seyn kann, aber noch unter die unerwiesenen Dinge gehört. Kurz, die gelungene Darstellung eines für den Kammerrath von Breitenbauch so wichtigen Gegenstandes verschaffte mir dessen Gewogenheit, und dieß äußerte wieder Einfluß auf seine Niesse und ihr Betragen, oder vielmehr auf ihre Zuneigung gegen mich, als einen geschickten Mann, wie es hieß, der nicht länger ohne Amt und Glück bleiben werde und dürfe. Wenn daher der Kammerrath durch ein freundschaftliches Bezeigen mich einnahm, so bezauberte mich dagegen seine Niesse, das Fräulein Sophie von Breitenbauch, durch ihr holdes und kluges Wesen. Schnell verwandelte sich darum mein erstes Gefallen an dieser Person in Liebe, diese fand Gegenliebe, beide wuchsen, und gediehen bald zu einem glücklichen Erfolg, zum Erfolg der ehelichen Verbindung, die mit Einwilligung unserer beiderseitigen Aeltern und der ganzen von Breitenbauch'schen Familie vor sich ging. Das folgende Schreiben des Kammerraths von Breitenbauch, des damahligen ehrwürdigen Aeltesten der von Breitenbauch'schen Familie wird diese Angabe beweisen:

Von

Von meinen sämmtlichen Weimar'schen Verwandten habe ich den Auftrag erhalten, Ihnen, liebster Herr Doktor, in ihren Namen zu erklären, daß ihnen Ihre günstige Gesinnung gegen unsere von uns allen geschätzte und verehrte Fräulein Muhme sehr angenehm ist, und daß sie Sie als einen rechtschaffenen und verdienstvollen Mann mit Vergnügen in ihre Familie aufnehmen wollen, auch Ihnen das beste Glück zu Ihrer vorhabenden Verbindung anwünschen.

Den 27. Juli 1803.

G. A. von Breitenbauch.

Schnell und unvermuthet erreichte ich also einen Hauptzweck des Lebens, eine Gattin zu erhalten, und noch dazu eine kluge, bescheidene, häusliche, ja, philosophische Gattin, die man mir eben deßhalb nicht gönnte, und die ich auch ohne ihre und meine Entschlossenheit nicht erhalten hätte. Schon fingen meine Feinde an, mir selbst in dem abgelegenen und einsamen Bucha entgegen zu arbeiten; schon erschienen Späher in Bucha, z. B. ein gewisser H..., der von Jena kam, und mir falsche Rathschläge ertheilte; schon verstimmte man die Leute des Kammerraths gegen mich, und meine Braut; schon suchte man den Kammerrath selbst gegen mich aufzubringen, kurz, mich von Bucha zu entfernen; aber vergeblich. Denn was, denn wie wenig vermögen Verläumdungen und Ränke und alle schwarze Künste der Klugheit und der Bosheit gegen standhafte Liebe! Ich nahm meine Braut, fuhr mit ihr nach Halle, und ließ sie mir da, nach eingeholter Erlaubniß von dem damahligen trefflichen Feldprediger Schaller in Gottes Namen antrauen. So machte ich der Gegenrederei und Gegenarbeitung kurz und gut ein Ende. Und statt den Winter, wie es anfangs der Kammerrath gewollt hatte, in Bu-

cha noch zu zubringen, hielt ich mich vom November 1803 bis zum Februar 1804 bei meinen Schwiegerältern in Kleinkorbethe bei Weißenfels auf, und erwartete da den Erfolg der Unterhandlungen, die meiner Anstellung wegen zu Weimar gepflogen wurden. Der Kammerrath von Breitenbauch gab sich nehmlich und zugleich durch seine besagten Verwandten, besonders durch die sehr bedeutende Familie von Egloffstein, gab sich viele Mühe, mir in Jena eine Lehrstelle zu verschaffen, er hatte mir auch gleich anfangs alle Hoffnung dazu gemacht, und ich mich deßhalb vornehmlich in die Verbindung mit seiner Niesse eingelassen. Bei solchen Verwandten in Weimar, worunter selbst der Hofmarschall gehörte, würde es wohl jedem andern mit einer Lehrstelle in Jena gelungen seyn, wie z. B. vor kurzer Zeit der bekannte Philosoph Reinhold durch Wieland ohne weiteres eine Lehrstelle bekommen hatte. — — Ist es nicht auch Recht und Pflicht, daß die Verwandten eines verdienten, aber zurückgesetzten Mannes sein Verdienst zur Anerkenntniß zu bringen, und ihm ein angemessenes Amt zu verschaffen suchen? Es gelang aber meinen Verwandten und mir nicht, woran ohne Zweifel das einst in Jena erlittene und oben erzählte Schicksal mit Schuld seyn mogte. Hätte man mir jedoch nicht lieber das in Jena erlittene große Unrecht durch eine Anstellung bei der Hochschule wieder vergüten sollen? Ich glaubte wenigstens, daß man es bei so günstiger Gelegenheit thun würde. Umsonst. Man hatte keine Lust, mir Heil widerfahren zu lassen, und mich mit meinem widrigen Schicksal und mit der Welt zu versöhnen, man ließ die eingereichte Vorstellung unbeantwortet, und zog die Sache in die Länge. Darüber verdrüßlich, nahm ich mir vor, mein Glück noch einmahl in Preußen, und zwar in dem nahen

Halle zu versuchen. Meine historischen Gemählde von Preußen rc.; die ehemahlige Erklärung des Ministers von Massow in Betreff meiner Anstellung im preußischen Staat; meine jetzigen Verhältnisse und Verwandtschaften nebst dem Umstand, daß man in Berlin das Anschließen sächsischer, zumahl adeliger Familien, an Preußen gar nicht ungern sah; so wie die Zunahme meiner gelehrten Verdienste und der Hoffnung, in einer passenden Lage ein recht brauchbarer und nützlicher Mann zu werden, — das und mehres bestimmte mich, mit meiner Gattin von Kleinkorbethe, wo es mir nicht recht gefiel, nach

## Halle

zu ziehen. Aber welchen Wermuth hatte mein Schwiegervater, als er die Entschiedenheit des Vorhabens, nach Halle zu gehen, welche entsetzliche Bitterkeit hatte er da allen Hoffnungen und Aussichten beigemischt, durch die Worte, durch die fürchterlichen Worte: „Jetzt gehen wir erst ein Bischen nach Magdeburg.“ — — Ich achtete zwar nicht sehr dieser in einem sonderbaren, fast spaßhaften Ton vorgebrachten Worte, aber sie kamen auch nicht ganz aus meinem Sinn, zumahl da es schien, als ob sie nur auf solche Art mir gesagt werden konnten —. Warum ich nicht mehr auf diese höchst bedenklichen Worte achtete? Sollte ich mich fürchten? Ich hatte in meinem Leben nichts Uebels gethan. Bloß die Wahrheit hatte ich immer freimüthig geschrieben und geredet. Das war und ist freilich ein arger Fehler, oder, wie sich neulich Jemand gegen mich äußerte, war und ist mein ärgster Fehler, und diesen Fehler, dieses Verbrechen des offenen Erkenntnisses und Bekenntnisses der Wahrheit hat man auch schon oft mit Staats-

gefängniß vergolten gesehen; aber ich fürchtete mich darum doch nicht, und gedachte, bei meinem guten Gewissen und Vorsatz, nichts Uebels zu thun, des Schutzes der Vorsehung gewiß zu seyn.

Es geschah auch so. Gott stand mir in der Gefahr bei, hielt mich und meine Hasser wunderbar zurück, und half, daß mir kein solches Unglück begegnete. — — Gott sei die Ehre und der Preis und der Dank von Ewigkeit zu Ewigkeit! Ich danke Dir, Herr des Himmels und der Erden, daß Du mich demüthigtest, aber auch rettetest, und mir zu höherer Erfahrung und Bildung und Brauchbarkeit Freiheit und Gelegenheit gabest, so daß ich Dir und der Welt je länger je mehr zu dienen und zu nützen vermag! —

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist!

Wem ist diese ägyptische Inschrift am Tempel zu Sais nicht bekannt? Mögte man nur auch längst erwogen haben, daß diese Inschrift weder halb noch ganz wahr ist! Indem man dieß leider! nicht that, und gleichwohl die Inschrift allgemein für wahr annahm, so war sie der, — soll ich sagen? herrschenden Trägheit und Unlust zum Nachdenken immer mit ein Deckmantel, ein Entschuldigungsgrund, und ist es noch bis auf diese Stunde. Wer berechnet den Schaden, welchen dadurch diese fast für göttlich gehaltene Inschrift der Welt gethan hat! Es werde deßwegen endlich der so vielem schädlichen Irrthum und Vorurtheil förderliche Schleier dieser in der Rede der ganzen Welt umlaufenden Inschrift weggenommen! Konnten die alten Aegypter und ihre Geister, konnten die ägyptischen Priester **nur** nicht in das Innere der Natur dringen, so hätten sie dieß ausdrücklich sagen, und die Inschrift nicht so allgemein geben, nicht als einen allgemeinen Satz aufstellen sollen. Wie durften sie allgemein reden, da sie die Philosophie der

Mitwelt, so wie die Philosophie der Nachwelt nicht kannten? In andern Ländern, unter andern Völkern, besonders europäischen, gab es, wenigstens späterhin, immer Männer, denkende Weise, welche in das Innere der Natur mehr und weniger tief eindrangen. Man ersieht dagegen aus allem, daß die alten Aegypter in der Philosophie, in der Grundwissenschaft andern Völkern weit nachstanden, und daß ihre Weisheit und Kunst besonders auf die sinnliche und erfahrungsschaftliche Natur- und Himmelskunde sich erstreckte. Hierin, so wie in der Mathematik und in einigen andern ihr verwandten Wissenschaften mögen die alten Aegypter weit, sehr weit gekommen seyn, nur nicht in der Wissenschaft des Innern, des Grundes und Geistes der Menschen und der Dinge. Vor allem ihren *geheiligten* Einbildungs- und Glaubenskram gelangten sie nicht zu hoher Vernunftentwicklung und Philosophie, zu Vernunftwissenschaft. Was hat aber ein wissen- und kunstschaftliches Wesen ohne Philosophie sonderlich zu bedeuten? Und was mag beides sonderlich nützen, und zur geistigen und sittlichen Entwickelung und Fortbildung eines Volks beitragen? So haben demnach die alten Aegypter durch die Inschrift zu Sais sich selbst und ihre Unkunde der Geist- und Geisterkunde verrathen!

Der freie, unbefangene, menschliche Geist vermag wohl in das Innere, ja, in das Innerste der Natur, der seinigen und der übrigen Natur einzudringen, vermag durch anhaltendes Nachdenken über sein ganzes Leben und Wirken in sich selbst und in das eigene Wesen, und daraus in das Innere dessen, was ihn umgibt, und ihm Empfindungen und Erfahrungen macht, einzudringen. Hat denn nicht auch der menschliche Geist einen **innern Sinn**, einen Sinn des

Innern und für das Innere, ein Gefühl und einen Verstand des Innern, eine Vernunft und Denkkraft zum Behuf des Innern und seiner Erwahrung und Erkenntniß? Wozu das, wozu der innere Sinn und Verstand, wenn der Mensch nicht damit in das Innere seiner selbst und der Dinge eindringen, und so aus dem Grund über den Grund und Gehalt von sich und von allem, von der Natur im Einzelnen und im Ganzen, Kenntniß erlangen könnte? — Und offenbaret sich denn nicht das Innere hinlänglich? Ist nicht alles Aeußere die Wirkung und das Werk des Innern? Ist nicht der äußere, der leibliche Mensch das Erzeugniß des Innern, des menschlichen Geistes? Ist nicht eben so die ganze äußere Naturwelt das herrliche Kunstwerk des allgemeinen und höchsten Wesens, die Offenbarung Gottes im Fleisch, im Körperthum? Und soll man nicht betrachtend und denkend bei den Wirkungen und dem Werk des göttlichen Geistes, bei der äußern Natur in die innere Natur, so wie bei den Wirkungen und dem Werk des menschlichen Geistes, bei dem sichtbaren Menschen und sein Leben in das Innere der menschlichen Natur eingehen können? Gibt es einen sichern und bessern Weg, als durch das Werk und das Leben des menschlichen Geistes in sein Inneres zu gelangen, und es und ihn bis auf den Grund zu erfassen, und einzusehen? Ist denn der menschliche Geist nicht das und so, als was und wie er wirkt? Ist ein vernünftig denkender und vernünftig strebender und vernünftig handelnder Mensch nicht das, was sein Geist ist? Ist der menschliche Lebensgeist nicht denkend und wollend und wirkend, nicht wollend und wirkend nach seinem Denken, und denkend nach seinem Seyn, nach seinem Wesen, nach seiner Natur? Soll man aus Wirkungen und deren Werk, aus

erkannten und bekannten Wirkungen und Werken nicht in ihre Ursache kommen? Und da der menschliche Geist eben so die Wirkung eines andern, eines höhern Geistes, eines Gottes ist, als das menschliche Aeußere die Wirkung des Geistes in uns ist, soll man nicht auch aus dem menschlichen Geist in den göttlichen Geist, in das Innere der göttlichen Natur, und so in die ganze Innennatur der Dinge gleichsam blicken können? Und lassen sich durch das Eingehen und Einsehen in die göttliche Natur, in die Gottheit nicht zugleich die gewissesten Rückblicke in das menschliche Innere, in unser Geistwesen thun, und es aus und nach seiner Ursache, aus und nach dem allgemeinen Geist, aus und nach dem höchsten Gottwesen vollends erkennen und bestimmen? Läßt sich nicht aus der Wirkung *die Ursache*, und aus der Ursache, aus der allgemeinen Ursache die besondere Wirkung, der besondere menschliche Geist gleichsam von oben aus erkennen? Läßt sich also der menschliche Geist nicht aus sich und aus seinem Verhältniß, nicht innerlich und äußerlich erkennen, nicht so weit er zu Tag kommt, und in dieser Ordnung der Dinge zu Tag kommen kann, erkennen? Ohne allen Zweifel. Mögen sich die Ursachen, die wirkenden Geister in den Menschen weiter, und immer weiter entwickeln und offenbaren, so ändert dieß doch nicht deren Wesen und Grund, sondern es vermehrt nur die Kenntniß ihres Lebens und ihrer Geschichte und damit auch die Kenntniß der Gesetze und der Zwecke des Wirkens.

Das alles haben nun wohl die alten ägyptischen Glaubens- und Aberglaubenspriester nicht gewußt, und nicht zu erkennen gewußt, da sie in das menschliche und das Innere der Natur nicht zu dringen vermogten, zum deutlichen Beweis, daß es mit ihrer Denkwissenschaft und Denkkunst

und Weisheit ziemlich schlecht stand. Der Denker, dessen innerer Sinn durch viele Uebung stark, scharf, achtsam geworden ist, kann leicht in das Innere der eigenen und übrigen Natur eingehen, und die Wissenschaft da schöpfen und bereiten, und sie an das Innere der Natur, an den Grund des Menschen und der Dinge anbauen. Wo und wie soll auch sonst eine Wissenschaft und eine wissenschaftliche Einsicht und Ueberzeugung Statt finden? Und wo und wie soll sonst die Wissenschaft ihren Grund und Gehalt haben und finden, als in dem Innern und Wesen der menschlichen und der übrigen Natur? Das Aeußere ist und gibt ja nur das Geschichtliche, und gewährt nur eine Geschichts- aber keine Grund-Wissenschaft. — Solchermaßen ist jene Inschrift ganz unphilosophisch, und hat wenig, oder nichts zu bedeuten. Mehr würde sie zu bedeuten haben, wenn sie so lautete: In das Innere der Natur dringt nicht unser (der Aegypter) Geist; oder dringe nicht der Aegypter Geist! Denn da sähe man doch deutlich, daß die alten Aegypter nie eigentliche Denker gewesen, und nie über die sinnliche Natur und den Sternenhimmel, nie über das Gebiet der Einbildung mit ihrem Glauben und Meinen und Wähnen hinaus und in die innere, geistige Natur mittels der Vernunft gedrungen wären, oder auch vor ihrem geheiligten Glauben und Aberglauben nie hätten dringen dürfen. Sonach könnte man die Inschrift zu Sais und den Wahnglauben an die Wahrheit derselben durch die Antwort jenes Knaben auf die Frage: Wie hoch ist der Berg S i n a i? Das weiß ich nicht, und es ist auch unrecht, darnach zu fragen —, oder noch besser durch die alte Meinung und Fabel in Betreff des F i c h t e l s e e einigermaßen erläutern. Es ist bekannt, daß unsere Vorfahren den

Fichtelsee für ein Naturwunder und für ganz unergründlich hielten. Und wie tief der Glaube an die Unergründlichkeit des Fichtelsee unter Hohen und Niedern gewurzelt hatte, erhellet z. B. aus einer Aeußerung der brandenburgbaireuthischen Markgräfin Erdmuth Sophie, die man zu Teutschlands gelehrten Frauen gerechnet findet und 1670 verstarb. Bei einem Besuch in der Gegend gab sie Einem ihrer Begleiter, welcher allzu neugierig den Grund des See's zu finden suchte, die Warnung: „Was Gott und die Natur unergründet haben wollen, darnach sollen wir billig auch nicht forschen." — Diesem Glauben und Glaubenssatz zum Trotz drang man späterhin leicht in den Grund, und fand leicht den Grund des unergründlichen, des in der Einbildung und im Glauben unergründlich gewesenen — Fichtelsee. Eben so dringen scharfsinnige und geübte Denker, ungeachtet jener alten Inschrift, leicht in das Innere der Natur, in ihr und der Dinge Wesen; und ich selbst arbeite denkend im Innen der Natur, und suche den Verstand und den Begriff und den Sinn und Zweck der Natur, der menschlichen und der göttlichen Natur, je länger je mehr zu befördern.

# Scipio der Aeltere.

## Was vermag oft ein einziger Mann!

Als der berühmte Krieger und Eroberer Pyrrhus das von ihm erschütterte Sicilien verließ, um nach Italien, und weiter nach dem hier und da unruhig gewordenen Griechenland überzufahren, konnte er, die Augen auf Sicilien gewendet, sich nicht enthalten, auszurufen: „Meine Freunde, was für einen schönen Kampfplatz lassen wir da den Römern und Karthageniensern!" Wirklich stießen auch hernach in Sicilien beide furchtbare Völker auf der noch furchtbarern Sturmbahn ihrer Eroberungen und Strebungen nach der Weltherrschaft entsetzlichst zusammen, und stritten mit einander unerhört blutiger und verzweifelter Weise. Als der erste Kampf 23 Jahre fortgewüthet hatte, kam es nach einer kaum so langen Erholung zum zweiten siebenzehnjährigen Kampf, dem größten und glänzendsten und folgenreichsten Krieg des Alterthums. Der durch alle kriegerische Eigenschaften ausgezeichnete und riesenhafte Hannibal eröffnete das ungeheuere Schauspiel zum Schrecken Rom's, und der noch größere und erhabenere, ja, übermenschliche Scipio, endigte es unter gleichem Schrecken Karthago's und der Welt.

Nach der Ermordung des dem Hamilkar als Oberfeldherr gefolgten Hasdrubal übertrug das karthaginensische Heer in Spanien dem Sohn des Hamilkar, dem noch nicht völlig 25 Jahr alten Hannibal die Anführung, was die Staatsobern auch genehmigten. Thaten auf Thaten, Wunder auf Wunder verrichtete jetzt Hannibal, und von den wüthenden Leidenschaften des Ruhms und der Rache entflammt, beschloß er ohne Weiteres dem Römerstaat nach dem Herzen zu greifen, und ihn in den Staub zu legen. Mit einem eben nicht sehr großen Heer aus Spanien über die Pyrenäen nach Gallien, und aus Gallien selbst über die Alpen glücklich und siegreich gedrungen, begann er die glänzende Reihe seiner Schlachten und Siege, und rückte aus Oberitalien zum ärgern Erstaunen, zum Entsetzen der schon zwei bis drei Mahl geschlagenen Römer über die Apenninen nach Mittelitalien. Hier lockte Hannibal, obgleich an den Augen erkrankt, den Konsul K. Flaminius am See Trasimen in Hinterhalt, und hieb ihn mit dem römischen Heer nieder, und nicht gar lange nachher bereitete er dasselbe Schicksal dem Prätor K. Centenius, der ein Waldgebirge mit dem Kern seiner Leute besetzen wollte. Von da drang der unwiderstehliche Hannibal nach Unteritalien, wo die zwei Konsuln K. Terentius und L. P. Aemilius mit der äußersten, mit der letzten Entschlossenheit ihm entgegen kamen. Doch auch sie und ihre beiden Heere schlug er in einem Treffen bei Kannä lachenden Muthes in die Flucht, und krönte mit diesem entscheidenden Sieg und mit der Aufreibung des Kerns der römischen Truppen alle seine Thaten. Ja, er würde Rom selbst erobert und zertrümmert haben, wäre er nicht von seinem und der Welt Geist

und Schicksal im Stich gelassen worden, weil nicht Rom, sondern Karthago untergehen sollte. *)

Zum Behuf dieses höhern Willens und Plans trat jetzt, wo es auf Rom's Tod, oder Leben ankam, jetzt, wo nach der außerordentlichen Schlacht bei Kannä die übrigen römischen Anführer, und unter denselben auch C. Metellus, an der Erhaltung des Staats verzweifelten, und den Entschluß faßten, Italien zu verlassen, und sich auf dem ersten dem besten Schiff zu einem mit den Römern befreundeten König zu begeben, jetzt, in dieser fürchterlichen Noth trat ein junger Held voll wunderbaren Muthes und Geistes hervor, und aller Gefahr und gleichsam dem Tod des Römerstaats entgegen. Kaum hatte nehmlich dieser Heldenjüngling, hatte Scipio den besagten höchst nachtheiligen Entschluß vernommen, als er seinen Degen zog, und ausrief: „Wer den Staat lieb hat, der folge mir nach." Er eilte nach dem Zelt, unter welchem diese Offiziere versammelt waren, zeigte ihnen die Spitze seines Degens, und sprach: „Ich schwöre zuerst, daß ich die Republik nicht verlassen, und nicht leiden werde, daß ein Anderer sie verläßt. Ich nehme dich, großer Jupiter!

---

*) Ich drückte mich mit Fleiß so aus; denn Hannibal wurde sich nach der Schlacht bei Kannä offenbar ungleich, was auch der General der karthaginensischen Reuterei, Maharbal bemerkte, der daher dem Hannibal rieth, nicht einen Augenblick zu verweilen, sondern gerade auf Rom los zu gehen. Als Hannibal antwortete, man müsse sich Zeit nehmen, eine so wichtige Sache zu überlegen, — — sagte ihm Maharbal die bekannten und ewig merkwürdigen Worte: Hannibal, die Götter geben einem Einzigen immer nicht alles: du weißt zu siegen, aber nicht den Sieg dir zu Nutz zu machen! —

zum Zeugen meines Schwurs, und erlaube euch, wenn ich ihn nicht halte, mich und die Meinigen auf die grausamste Weise um's Leben zu bringen. Ich verlange vom Cäcilius, und von Euch allen, die ihr hier versammelt seid, eben den Schwur. Wer nicht gehorcht, soll auf der Stelle das Leben verlieren." Sie schworen alle, und der hohe Muth und Vaterlandseifer eines Einzigen rettete den Staat der Römer vom Untergang.

Die Thaten des hochbegeisterten und von einer hehren Bestimmung ergriffenen und keiner Furcht fähigen Scipio übertrafen noch weit seinen Schwur und seine Worte, übertrafen Aller Erwartung. Vier und zwanzig Jahre alt, betrat er in Spanien die Bahn seiner hohen, seiner ausserordentlichen Wirksamkeit, und eroberte, nach Besiegung der karthaginensischen Heerscharen, zu Roms glücklicher Vorbedeutung Neukarthago in einem einzigen Tag. Und als der spanische Krieg durch eine Hauptschlacht in Bätica geendigt war, wandte sich Scipio sogar mit seinen Waffen nach Afrika, um den Karthaginensern noch mehr Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Er schlug da den Hannon, einen der besten karthaginensischen Generale, überwand den König in Numidien, Syphax, und machte ihn selbst zum Gefangenen. Erschrocken, bestürzt über diese Unfälle und die nahen Gefahren des Verderbens riefen die Karthaginenser Hannibal'n aus Italien zurück, um dem Gewaltstrom des Scipio Einhalt zu thun. Scipio aber, unaufhaltsam auf seiner Siegesbahn, und abgeneigt den ihm von Seiten Hannibals in einer Unterredung gemachten Vergleichsvorschlägen, entschied die ganze Sache, die lange schreckliche Blutgeschichte durch die fürchterliche Schlacht bei dem nur fünf Tagereisen von Karthago abgelegenen Zama. Der

große Hannibal, der vergeblich in der Schlacht wie ein Löwe gefochten, und Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, floh zum ersten Mahl, und die Karthaginenser geriethen dermaßen in Furcht und Schrecken, daß sie sich den harten und schimpflichen Friedensbedingungen, die ihnen der unüberwindliche Scipio vorschrieb, ohne Umstände unterwarfen. So entschied ein einziger Mann, der tugendhafte, der unvergleichliche Scipio das Schicksal Karthago's und Roms, den nahen Untergang der Karthaginenser und die Weltherrschaft der Römer, und entschied damit zugleich das Schicksal und den Gang der Dinge bis auf unsere Zeiten. Hätte Karthago durch Hannibal'n gesiegt, und das nebenbuhlerische Rom untertreten, müßte nicht unsere Geschichte, die Geschichte Europas und der Welt eine ganz andere geworden seyn? So viel, so unglaublich viel vermag oft ein einziger Mann! Und so fehlt es Gott nie an Werkzeugen und Helden, die in Zeiten ungewöhnlicher Gefahren und Nöthen auf höheres Geheiß hervortreten, sich ins Mittel schlagen, und den Dingen und der Welt mit unwiderstehlicher Kraft und Wirksamkeit eine andere, die rechte, die zweckmäßige Richtung geben! Gott sei die Ehre und der Dank, der in einzelnen großen und tugendhaften Männern so mächtig ist und wirkt, und durch sie die Sache der Menschenheit fort- und zum Besten führt! Was in der Vorzeit und selbst in unserer Zeit geschehen ist, wird wieder geschehen, und Gott immer von neuem in Helden aller Art, in Scipionen und Sokratessen und Luther'n sich verherrlichen, und sein und unser Werk unter wunderbaren Entfaltungen fortführen!

# Die Recension des teutschen Sokrates in der Jenaischen Litteratur-Zeitung vom 23sten des May, 1823.

Scheint es doch wahrlich! als ob manchen Leuten, und insonderheit dem großen Recensenten des teutschen Sokrates, angst und bange wird, daß meine Schriften und Ich aus dem bisherigen Druck und Schicksal herauskommen. Warum, wozu das? Warum, wozu diese kleinliche Furcht, wenn man recht thut, wenn man Niemanden weder durch Wort, noch durch That beleidigt? Warum, wozu diese ungereimte Furcht, wenn einem das Wahre und Rechte, das Bessere und Vollkommnere, es komme, von wem es wolle, vernünftiger Weise lieb und werth ist? Warum, wozu diese bedenkliche Furcht, selbst wenn, nach der Lehre der Schrift und nach dem Glauben sehr Vieler, in unsern Tagen Christus, oder ein anderer Messias, wieder käme, und über die Klugen und Falschen und Bösen Gericht hielt, — warum, wozu selbst da, selbst im Fall einer großen Feuertaufe Furcht für die rechten und gerechten und guten Menschen? Der Recensent gehört doch nicht unter die klugen und bösen Buben? — Genug! Die Recension des teutschen Sokrates ist aus unlautern Ursachen satyrisch, hämisch, giftig, mordlustig, und höchst wahrscheinlich von einem Theologen gefertiget. Daher könnte ich gleich hinzusetzen, daß die Theologen von jeher meist solcher und ähnlicher Ma-

Maßen über die Philosophen, über die Weisen und Verbesserer der Völker geurtheilt und gespöttelt haben. Ja, ich könnte elende Klugheit und Tücke und Bosheit in den Worten und Wortaushebungen und Wortstellungen wittern und ein tüchtiges Wetter darüber machen. Ich könnte fragen, ob eine solche Recension, ob ein solches gehässiges Geschreibsel aus einem großen, guten, edeln, oder aus einem kleinen, bösen, schlechten Innern geflossen ist. Ich könnte den Rath, welchen mir der versteckte Recensent ertheilt, mich nach der Welt zu richten, trefflich erläutern, und dem Recensenten vielmehr rathen, sich nach mir zu richten, nach mir, der ich jederzeit der Wahrheit und der Tugend Freund, und der Klugheit und Verstellung und Scheinheiligkeit und Schlechtheit Feind war und bin. Ist die Welt gut, so richtet sich ohnehin jeder Gute nach der Welt und nach Gott. Ist aber die Welt nicht gut, soll man sich da, soll sich da der Gute und Gutgebliebene auch nach der Welt richten? Oder soll ich mich besonders nach dem Recensenten richten, soll ich werden, soll ich denken, glauben, meinen, reden, urtheilen, schreiben, handeln, leben, wie der Recensent? Mit aller Bereitwilligkeit, wenn er erfahrner, weiser, sittlicher, größer ist, als ich. Der Recensent lasse sich daher aus seinem garstigen Dunkel hervortretend, sehen und erkennen, und prüfen, ob er wirklich ein Muster in Wort und That, ob er wirklich ein liebens- und nachahmenswürdiger Ehrenmann ist. Unterdessen bin ich genöthigt, mich an die aus des Recensenten Kopf und Herzen geflossene Recension zu halten, und darnach mein Urtheil über ihn und seine Beschaffenheit und Größe und Güte wenigstens einzuleiten:

Was verräth die Recension, was verräth es, daß der Recensent die bereits vor drei Jahren erschienene: „Kurze Vertheidigung der Philosophie wider die finstern Geister der Zeit," erst jetzt, und zugleich mit und vor der Recension des teutschen Sokrates liefert, um durch Verdunkelung dieser kleinen Schrift den teutschen Sokrates zugleich mit

in Dunkel und Schatten zu setzen? Was verräth es, daß der Recensent selbst bei der natürlichen Reihenfolge der vorzüglichsten alten Philosophen, wonach ich den Sokrates, als den Größten, zuletzt stellte, etwas Bemerkenswerthes findet? Was verräth es, daß der Recensent meine in der besagten kleinen Schrift gegebene Erklärung der Wahrheit nicht verstanden hat, indem er mich, durch Zerreißung der Worte, den menschlichen Geist und Gott zu etwas Aeußeren machen läßt, da doch ausdrücklich dabei steht, daß alles Wirkliche in Bezug auf unsern Verstand etwas Aeußeres, außer ihm Befindliches ist? Ist denn der Recensent ein Phantast, welchem alles nur in dem Verstand, nur in der Einbildung ist, und für welchen alles weiter keine Wirklichkeit hat, als die, welche ihm sein Verstand und seine Einbildung geben? — Was verräth es, daß der Recensent bei der ersten Mittheilung des teutschen Sokrates kleben bleibt und immer nur das und so wenig daraus anführt, was und wie es einen falschen und lächerlichen Eindruck auf die Leser machen soll? Was verräth es, daß der Recensent meinen unschuldigen Worten hier und da eine gehässige und schlimme Wendung ertheilt, und sogar kleine arge Folgerungen und Zusätze und Zusammenstellungen macht"? Z. B. bei dem Artickel: Die Königin Elisabeth. Die Antwort der Elisabeth, die sie den Abgeordneten des Unterhauses ertheilte, ist auch nicht, wie der stumpfsinnige Recensent meint, nach einer veralteten, sondern nach einer der besten Uebersetzungen gemacht, wo es ausdrücklich heißt: „Der glänzende Name eines Königs verblendet nur Prinzen, welche die Pflichten nicht kennen, die mit der Krone verbunden sind." Fast eben so macht es der Recensent bei dem Artickel: Die teutsche Vernunft, worin ich den Beamten aller Art (wo steht das?) hart zu Leib gehen soll, ob man's gleich nicht gelinder thun kann, und der Artickel zum Theil Scherz enthält. — Was verräth es, daß die ganze Recension so eingerichtet ist, um den Lesern und der Welt den teutschen Sokrates in seinen Schriften

und in seiner Person, nach der Weise des von klugen und bösen Buben gedungenen Aristophanes —, zu verleiden, überhaupt die Zeitschrift, und, wo möglich, auch ihren Verfasser, vom Leben zum Tod zu bringen? — Was verräth es, daß dem Recensenten, wie schon mehren andern Geistlichen, bei Lesung meiner Lebens- und Schicksalsgeschichte gleich die Zeit zu lange und unwohl geworden ist? Hat der Recensent nebst seinen Standesgenossen so vielen Antheil, so viele Schuld an den mir wiederfahrnen Schicksalen und Verfolgungen und Schriftenverunglimpfungen? Und soll ich deßwegen aus Gefälligkeit über meine Lebens- und Schicksalsgeschichte mit großen Schritten wegspringen, oder sie ganz verschweigen? Was verräth das alles? Daß der Recensent ein großer und guter, ein liebens- und nachahmenswürdiger Mann, oder gar der wahre und rechte teutsche Sokrates ist? Mir verräth es das Gegentheil. Doch mag immer der Recensent der teutsche Sokrates seyn, nur nicht auf mich zürnen und schielen, weil ich hier und da der teutsche Sokrates heiße, und noch vor der Erscheinung der so betitelten Zeitschrift geheißen habe! Der Recensent zeige sich nur anders, als in der vorliegenden Recension, zeige sich weiser, sittlicher, vollkommener, zeige sich als den ächten teutschen Sokrates, und ich will ihm gern nachahmen, und sein Schüler werden. Warum und wozu auch Neid, Groll, Eifersucht, Haß, Satyre bei einer so schönen Sache, bei einem so herrlichen Streben nach der Größe und Weisheit und Musterhaftigkeit des alten fast vergötterten Sokrates? Mir sind alle diese kleinen und bösen Leidenschaften und daraus kommenden schwarzen Künste und Umtriebe, laut meines ganzen Lebens, verhaßt und zuwider. Es scheint daher, aufrichtig gesprochen, daß ich mehr Sokrates bin, als der Recensent, und daß der Recensent weit mehr von mir, als ich von ihm lernen und gewinnen könnte, und daß er darum, und so wie darum, daß er ein Theologe ist, gar nicht geeignet und tüchtig war, einen Philosophen, einen freien und freisinnigen Denker, der, oh-

ne Rücksicht auf herrschende Glaubereien und Glaubensordnungen die Wahrheit aus dem Innern und dem Innersten der Natur holt, — es scheint deutlich, daß der Recensent gar nicht fähig war, mich und meine Werke zu beurtheilen und zu würdigen. Gehört dazu nicht vor allen Dingen Ebenmäßigkeit und Ebenbürtigkeit, nicht Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, nicht Unbefangenheit und Furchtlosigkeit bei jeder neuen Entdeckung und bei jedem neuen Entdecker im Gebiet des menschlichen Denkens und Wissens, so wie Unabhängigkeit der Lage und sokratische freie Entbehrung und Zufriedenheit mit Wenigem? Verräth dieß der Recensent? Verräth dieß sein feindseliges Machwerk, sein arglistiges Streben, es mit mir zu machen, wie es die jüdischen Pharisäer mit Jesus und die atheniensischen Priester mit Sokrates gemacht haben, und mich ebenfalls als einen Narren und Unsinnigen darzustellen? Wäre ich nicht *einer sehr* großen Menge Menschen aus allen Ständen persönlich bekannt, nicht bekannt als ein Denker, der immer und überall, der bei seinem Schreiben und Urtheilen und Wirken von der Vernunft und ihren Wiß- und Beweggründen unbefangen ausgeht, und alles auf die großen Gemeingüter und Gemeinzwecke der Menschen, auf Wahrheit und Gerechtigkeit und vernünftige Freiheit bezieht, — wäre nicht das alles weit und breit, in und außer Teutschland bekannt, der Recensent würde seinen schönen Vorsatz erreichen, und meine Schriftstellerei und Wirksamkeit und vielleicht gar mein Leben gefährden. So aber, und da der Welt die Absicht gewisser Leute, mich und meine Schriften durchaus zu unterdrücken, immer offenbarer wird, so bin ich wegen des Recensenten und seines leidenschaftlichen Sprudelns auf den teutschen Sokrates, und überhaupt wegen seiner ganzen Kritikenmacherei unbesorgt und ruhig.

Endlich könnte ich dem Recensenten auch noch zu Gemüth führen, daß zu keiner Zeit mehr, als zu der unserigen, so viel darauf angekommen ist, und ankommt, zu wissen, von wem etwas gesagt und geschrieben

wird. Denn die Menschen und Völker sind in Folge trauriger Erfahrungen und Hintergehungen gegen allen namenlosen, geheimen, unverbürgten Kram mißtrauisch geworden, und dringen daher immer stärker auf offenes und öffentliches Wesen, auf Oeffentlichkeit und Bürgschaft und Verantwortlichkeit. Selbst in Betreff der gelehrten Welt wünscht man diese Oeffentlichkeit, und wenn sie nicht bald erfolgt, so werden alle namenlosen, ununterschriebenen, verkappten Bücher und Bücherrecensionen wenig oder nichts mehr bedeuten und wirken. Wem es bei seinem Schreiben und Urtheilen und Wirken um Wahrheit und Recht und Menschenwohl zu thun ist, braucht sich der zu fürchten, und seinen Namen zu vermummen? Es wäre eben so, als ob ein Richter, als ob ein Gericht, das recht- und gesetzmäßig richtet und richten will, nicht auch öffentlich, nicht auch bei offenen Thüren, nicht auch vor allem Volk mitten auf dem Markt, oder in einer Kirche, richten wollte und könnte. Freilich der Welt etwas weiß machen, die allen Mittel- und Kleingeistern verhaßten Genies bespötteln, oder dem aufstrebenden Zeitalter die Flügel mit beschneiden, oder niedrige Leidenschaften befriedigen, das geht freilich leichter hinter der Wand der Namenlosigkeit; aber haßt man nicht eben deßwegen die Verstecktheit?

Das alles und mehres, in dem Ton und in der Art des Recensenten zu erörtern, wäre mir leicht, und leicht gewesen, wenn ich gewollt, und geglaubt hätte, daß sich eine solche Bezahlung und kleinliche Rache für einen weisen und großen Mann schickte. Das niedrigleidenschaftliche, schlechtkluge, teufelartige Wesen will ich Andern überlassen, und sie nicht beneiden, wären sie auch darin noch so groß und großkünstlerisch. — Da jedoch der Recensent der Einbildung, die er mir verleiht, recht absichtlich entgegenarbeitet, und er sich gleichwohl selber auf die Bekrittelung und Bespöttelung des teutschen Sokrates etwas einzubilden scheint, oder doch noch etwas einbilden könnte, so will ich nicht minder wohlmeinend seiner Einbildung und Eitelkeit wegen der saubern Satyre und Witzelei in der Jenaischen

Lit. Zeitung vom 23. des May, so will ich als Sokrates meinem Aristophanes nur durch folgende Erzählungen und Thatsachen begegnen, zumahl da er ohnehin für sein Beginnen, mich vor der Welt lächerlich zu machen, vom Schicksal unfehlbar und hart gestraft werden wird:

Zu dem berühmten und großsinnigen französischen Dichter Crebillon kam einst ein junger Mensch, dem er wohlwollte, mit einem schlechten Werkchen, das er über einige Schriftsteller der damahligen Zeit aufgesetzt hatte, und bat den Crebillon, ihm darüber seine Meinung zu sagen. Nachdem Crebillon die Schrift mit vieler Geduld durchgelesen hatte, gab er dem jungen Verfasser einen Verweis, daß er von dem Witz, den er zu haben glaubte, einen so schlechten Gebrauch machte, und beschloß seine Vermahnung mit den Worten: „Ueberlegen Sie, wie verächtlich die Satyre seyn müsse, da Sie in Ihrem *Alter* gewisser Maßen darin glücklich sind.“ —

Dem berühmten und großen Maler Van-Dyck, trug einige Jahre nachher, als er von Rubens Schule ausgegangen war, das Domkapitel von der Kollegial-Kirche zu Courtray auf, das Gemälde zum hohen Altar zu machen. Van-Dyck verfertigte auch das Gemälde in Antwerpen. Als es vollendet war, reisete er selbst nach Courtray, um es aufzustellen. Kaum war er da angelangt, so kamen die Domherren gelaufen, und wollten das Gemälde sehen. Der Maler bat sie, daß sie sich gedulden mögten, bis das Gemälde auf seinen Platz und in seinen wahren Standpunkt gesetzt wäre, weil sich unmöglich eher darüber urtheilen ließe. Aber dieser richtige und jeder andere vernünftige Grund that bei diesen Leuten keine Wirkung. Das Gemälde wurde daher aufgerollt, und Van-Dyck wunderte sich nicht wenig, da er merkte, daß das ganze Domkapitel ihn und sein Werk mit Verachtung ansah. Man nannte ihn einen elenden Sudler; man sagte ihm in's Gesicht, sein Christus sähe aus wie ein Karrenschieber, die andern Figuren wären wie die Meerkatzen; und kurz, ein jeder kehrte ihm

den Rücken zu. Ja, einer von den Zuschauern gab ihm den Rath, er sollte nur seine Leinewand wieder mitnehmen; wenigstens könnte sie doch noch zu einer spanischen Wand dienen. — Der seiner Sache, und seiner selbst gewisse Van-Dyck ließ sich durch alles das Geschwätz nicht irre machen. Er stellte sein Gemälde auf, und ging den folgenden Tag von einer Thüre zur andern, die voreiligen Domherren zu ersuchen, daß sie nunmehr wiederkommen, und sein Gemälde sehen mögten. Man nahm sich jedoch nicht einmahl die Mühe, ihn anzuhören, und sagte ihm nur neue Grobheiten. — Nach der Hand reiseten einige Kunstkenner durch Courtray, sahen dieses Gemälde mit Bewunderung an, und breiteten das Lob desselben in der ganzen Stadt aus. Sogleich kamen die Leute haufenweise, und betrachteten es, betrachteten es mit Wohlgefallen. Die betretenen Domherren konnten nunmehr freilich eine Art von Ehrenerklärung nicht Umgang haben. Sie beriefen ein außerordentliches Kapitel zusammen, worin man ausmachte: daß das Gemälde für schön zu halten sei; und um die Verdienste des Künstlers zu bestätigen, setzten die Domherren hinzu, müsse man ihm noch zwei Gemälde zu verschiedenen Altären auftragen. Aber Van-Dyck erheilte den Domherren die Antwort: Ich habe einen Schwur gethan, daß ich künftighin nur für Menschen malen, (wie ich schreiben) will, und nicht für Esel." —

Wer wollte auch für Esel malen, und schreiben? Können Esel das, was in Zeichnungen und Gemälden den Blick des Kenners auf sich zieht und fesselt, und was gemeiniglich eine Feinheit im Ausdruck, die sich kaum beschreiben läßt, ist, — können Esel bei ihrem groben Gefühl und Geschmack diese Feinheit empfinden? Und was man im Rednervortrag und an Werken der Dichtkunst ausgebildeten, geschmackvollen Stil, was man blühende geschmückte Schreibart, oder anständige gesittete Sprache nennt, und was fast lauter kleine Schönheiten, welche theils in einzelnen Ausdrücken und Wendungen, theils im Bau des Gan-

zen liegen, betrifft, — können Esel von grobem Gefühl und Geschmack diese nur Menschen von feinem Gefühl empfindbaren Schönheiten empfinden? Kein Wunder, daß es der Recensent mit meiner Schrift machte, wie jener Esel mit einem Gemälde des Lebrün! „Man hatte vor einiger Zeit, erzählt Perrault in seiner Vergleichung der Alten und Neuern", ein so eben fertig gewordenes Gemälde vom Lebrün (erstem königlichen Hofmaler) zum Austrocknen in den Hof gestellt, wo er auf dem Vordergrund eine große Distel nach der Natur gemalt hatte. Eine ehrliche Frau kommt da vorbei mit ihrem Esel, der, weil er die Distel sieht, ungestüm nach dem Hof läuft, und die Frau, die ihn mittels der Halfter zurückzuhalten bemühet ist, über den Haufen rennt; und wären nicht ein Paar starke junge Bursche zur Hand gewesen, und von jedem dem Esel funfzehn bis zwanzig tüchtige Stockschläge gegeben, und dadurch seine Entfernung bewirkt worden, so hätte der Esel die Distel aufgefressen; ich sage, aufgefressen; denn weil die Distel ganz frisch gemalt war, so hätte er die ganze Malerei mit seiner Zunge ausgewischt." — Der dumme, abscheuliche Esel! —

# An die Leser und die Welt.

Die Rein'sche Buchhandlung in Leipzig hat von den ihr geschickten Exemplaren des teutschen Sokrates rc. so äußerst wenig abgesetzt, daß es gar nicht glaublich scheint, als habe sie die Exemplare an die Buchhandlungen vertheilt, und damit ihre Schuldigkeit gethan. — Noch übler und sonderbarer ist die besagte Buchhandlung in Betreff meiner: „Kurzen Vertheidigung der Philosophie wider die finstern Geister der Zeit rc. zu Werk gegangen. Von dieser kleinen Schrift habe ich der Rein'schen Buchhandlung vor fast drei Jahren 400 Exemplare geschickt, und sie hat mir bis zum 9. Juli 1822 davon 192 Exemplare als abgesetzt berechnet und bezahlt. Es blieben also noch 208 Exemplare übrig und mir gut. Aus diesen 208 Exemplaren sind aber bis zum 9. Juni 1823 wieder 350 Exemplare geworden und erwachsen. Gleichwohl will die Rein'sche Buchhandlung, laut eines Briefes vom 5. July 1821 die besagte Vertheidigung der Philosophie rc. an sämtliche Buchhandlungen versandt haben; so wie sie auch bis zum 9. Juli 1822 alle davon abgesetzten und nicht zurückgeschickten Exemplare wissen konnte und mußte. Würde mir ohnedieß

die Rein'sche Buchhandlung 192 Exemplare als abgesetzt bezahlt haben? Was hat es also mit dem Wachsthum der 208 Exemplare bis zu der Zahl von 350 Exemplaren für eine Bewandtniß? Das weiß ich bis jetzt durchaus nicht, und Alle, denen ich es erzählt, und aus den Briefen der Rein'schen Buchhandlung nachgewiesen habe, wissen und begreifen es nicht.

Ueberdrüssig solcher Dinge und schreienden Ungerechtigkeiten habe ich darauf meine Schriften der Rein'schen Buchhandlung entnommen, um mir selbst zu helfen. Ich ersuche daher Alle, denen am teutschen Sokrates und an meinen andern Schriften, überhaupt an meiner Schriftstellerei und Person etwas gelegen ist, sich an mich selbst nach Plauen zu wenden, indem fortan meine Schriften nur bei mir zu haben und zu verschreiben sind. Ich werde sie um die billigsten Preise ablassen, und so die Portokosten derer, die sich an mich wenden, gleichsam vergüten.

Oder soll ich lieber nach dem Willen der Buchhändler und anderer falsch- und argsinniger Leute meine Bücher und Papiere in's Feuer werfen? Aber gibt es denn nicht noch gute und gutgesinnte Menschen, denen es um Wahrheit und Recht zu thun ist? Lebte und lehrte ich wohl auch in der Welt, wenn ich da nicht nöthig wäre? Und weiß Gott nicht besser, als die Welt, wer und was nöthig ist, wer und was zu unserer Zeit wirken soll? Wer getraut sich Gott deßhalb, daß ich kraft seiner da bin und öffentlich denke, und die Sache der Vernunft befördere, wer getraut sich deßhalb Gott zu meistern und zu tadeln? So mögen denn Alle, denen es bloß um ihre Vorurtheile und Leidenschaften

und Bosheiten zu thun ist, unbekümmert, ob sie dadurch schwer wider Gott und die Vernunft und den Nächsten verstoßen, und Sündenstrafen und krause Schicksalswetter über sich und ganze Völker herbeiführen, mögen alle diese Unseligen wider mich und meine Schriften seyn! Ja, mögen alle Teufel und Millionen Teufel und finstere Geister meinen Schriften und mir selber entgegenarbeiten, ich will darum doch von der Schriftstellerei und Philosophie nicht ablassen, so lange nur noch Gute und Gutgesinnte Theil an dem nehmen, was ich schreibe! Was könnte den Guten und dem gutem Theil des Volks an der Unterdrückung meiner Schriften und meiner selbst gelegen seyn? Schreibe ich nicht freimüthigst für Wahrheit und Recht und vernünftige Freiheit? Und bin ich darum nicht ohne Amt und ohne alle sonstige Berücksichtigung von oben geblieben? Läge dessen ungeachtet dem Volk nichts an mir und meinen Schriften, verriethe das nicht den verderbten Zustand der Welt, nicht, daß das Böse völlig Herr über das Gute, nicht, daß der Sinn für das Gute und Rechte und Wahre mit dem Leben aus Gott, in den allermeisten Menschen erloschen wäre? Dann kämen leider! meine Schriften und Lehren zu spät, zu spät dem Guten zu Hilfe wider das Böse. Dann käme Gott selber mit dem schrecklichen Gericht seines verhöhnten Schicksals. Dann müßte ich tief über die Welt und ihr Verhängniß trauern, wie dort Jesus über Jerusalem und Judäa trauerte, und wie jeder Weise trauert, der aus den bösen und ungerechten Dingen und Erscheinungen einer Zeit das böse und verderbte menschliche Innere, und den nahen Erfolg davon ersieht. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, und auch d i e nicht ungestraft verhöhnen, welche er in die Welt zu deren Sinnes- und Le-

bensänderung sendet! Doch wende, o Gott! alles zum Guten, mildere dein schauderhaft drohendes Schicksal, und sende eilends neue große Lehrer und Sokratesse, neue Wahrheits- und Tugendhelden, wenn man aus blinder Gehässigkeit und Leidenschaftlichkeit mich nicht hört und leidet! Nur hoffe man nie, daß große Lehrer und Sokratesse sich nach der Welt und ihren Moden und Vorurtheilen und falschen Meinungen und Umtrieben richten. Ist die Welt gut und auf dem rechten Weg, so bedarf es keiner neuen Sokratesse und ungewöhnlicher Lehrer. Ist aber die Welt nicht gut und auf dem unrechten Weg, kann da ein Heiland die Welt, sich nach ihr richtend, verbessern? Außerordentliche Männer und Lehrer richten sich nach dem Geist ihrer Vernunft und Gottes und nach der dadurch überkommenen Wahrheit, und suchen Allen eine gleiche, eine bessere Richtung zur Vernunft und zu Gott und zur Wahrheit und Sittlichkeit zu ertheilen. Sie und Gott müssen doch wissen, was zum Heil und Frieden der Welt und eines Zeitalters dient! Weiß es aber die Welt besser, ist die Welt weiser, denn Gott und seine Gesandten, so zeige sie es doch, dadurch, daß sie mit ihrem Zustand zufrieden ist, und insonderheit weise und gerecht gegen Männer meiner Art verfährt. — Heil der Welt, die durch ihre freie Kenntniß und Kunst die Natur und Gott ganz getroffen und in sich, aufgenommen hat, und keiner Sokratesse und Heilande bedarf! In der That hörte ich vor einigen Jahren die höchst sonderbaren Worte: „Wir haben einen Messias, und brauchen keinen neuen!“ — Stimmt dieß auch mit Gott und seinem Rath und Willen überein? Oder will man damit über Gott und seinen Rath und Willen hinaus? Oder will man, wenn ein neuer Messias von Gott käme, es

gar mit ihm machen, wie es die Juden und die jüdischen Pharisäer mit ihrem zum Heil ihnen gesandten Messias gemacht haben? Dann mache man sich aber auch auf ein dem jüdischen ähnliches Schicksal gefaßt! — Möge Gott der Welt und allen Bösen und von bösen Leidenschaften Besessenen gnädig seyn, und ihre höchst nöthige Bekehrung und Besserung ganz leicht und wie von selbst erfolgen! — Wer Ohren hat, zu hören, der höre! Und wer Vernunft hat, der gebrauche sie, und denke, und genese zum Guten!

Uebrigens muß ich erinnern, daß die in der 5ten Mittheilung geäußerte Vermuthung, als seien meine frühern Schriften schwerlich mehr im Buchhandel zu finden, eine neue Bestätigung erhalten hat. Vor kurzem verlangte nehmlich die Becker'sche Buchhandlung meine „Theorie aller Religionen" rc. von mir, oder eine Nachweisung, wo sie zu haben sei. Da ich keine Exemplare davon habe, so wendete ich mich nach Leipzig, konnte aber, wie früher, vom Heraklius rc. durchaus kein Exemplar auftreiben. Sonach gehen meine frühern Schriften alle im Buchhandel unter, und zur Freude meiner Recensenten und der finstern Geister und vielleicht gar in Folge ihrer Umtriebe für die Welt und Nachwelt verloren. Gleichwohl vernehme ich von mehren Seiten, daß Gute und Vernünftige meine Schriften und Lehren gar nicht lächerlich, nur gewissen Leuten und deren Sache ungünstig und unzuträglich finden, aber deutlich merken, daß man sie eben deßwegen gern lächerlich und unwirksam und unschädlich d. h. dem Unrechten und Bösen und Falschen unschädlich machen mögte, so wie sie sich wundern, daß immer Leute zu Vollführung solcher gottlosen Dinge da sind. Wehe allen Klugen und Bösen, die das Gute und die Guten lächerlich

machen, und dadurch ein erschreckliches Aergerniß der Welt, und insonderheit der Jugend stiften! Es wäre ihnen besser, daß ein Mühlstein an ihren Hals gehängt, und sie ersäuft würden im Meer, da es am tiefsten ist. Es lebe und siege das Gute auf dem friedlichen Weg der Vernunft und ihrer Wirksamkeit! —

Der Philosoph Heynig
im voigtl. Plauen,
seiner Vaterstadt.

## Verbesserungen.

S. 11, Z. 13 ist das Komma falsch gesetzt, nehmlich nach besser, statt vor oder.

S. 32, Z. 28 lies mehren statt mehreren.

S. 40, Z. 12 l. benahm statt benahmen.

S. 55, Z. 21 l. sicherern, statt sichern.

S. 59, Z. 7 l. Karthaginensern, st. Karthaginiensern,

S. 61. unten in der Anmerkung l. Ich drücke, st. ich drückte.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heynig, Johann Gottlob,

Der teutsche Sokrates aus dem Voigtland in einzelnen Mittheilungen an alle, denen es um Wahrheit und Recht und daraus einzig und allein kommendes Menschenwohl zu tuhn ist
Bd.: 6

S.l. (1823)

Var. 369 h-1/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10135787-9